

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Lesen

Jörg Magenau
„BESTSELLER SIND
WIE FIEBERTHERMOMETER“.
EIN GESPRÄCH

Ute Schneider
DIE MULTIPLLEN LEISTUNGEN
UND FUNKTIONEN
DER KULTURTECHNIK LESEN

Erich Schön
HISTORISCHE AMBIVALENZEN
DES LESENS

Simone C. Ehmig
LESEKOMPETENZ
UND LESEBEGRIFF

Uwe Britten
DIE ÖKONOMISIERUNG
DES ÄSTHETISCHEN

Heinrich Riethmüller
LESEKULTUR IM WANDEL

Paul van den Broek et al.
DER KONTAKT ZU UNSERER
KULTUR STEHT AUF DEM SPIEL.
EIN GESPRÄCH

Schlecky Silberstein
LESEN UND
GELESEN WERDEN

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Lesen

APuZ 12/2019

JÖRG MAGENAU

„BESTSELLER SIND WIE FIEBERTHERMOMETER“.
EIN GESPRÄCH

In Bestseller-Listen spiegeln sich gesellschaftliche Entwicklungen wider, Bücher können diffuse Stimmungen auch erst explizit zum Ausdruck bringen oder beeinflussen. Ein literarischer Streifzug durch die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Seite 04–08

UTE SCHNEIDER

DIE MULTIPLLEN LEISTUNGEN UND
FUNKTIONEN DER KULTURTECHNIK LESEN

Der Kulturtechnik Lesen werden in unserer Gesellschaft immer noch positive Eigenschaften zugeschrieben. Leistungen und Funktionen des Lesens liegen insbesondere in sozialer Anschlusskommunikation, in Partizipation am politischen Diskurs und im Ausdruck des Lebensstils.

Seite 09–14

ERICH SCHÖN

HISTORISCHE AMBIVALENZEN DES LESENS

Lesen war stets ambivalent: Es war geprägt von Differenzen zwischen sozialen Gruppen, Entwicklungen mit Gewinn und Verlust, Unterschieden zwischen Intention und Ergebnis, Widersprüchen im Verhalten der Leser und Leserinnen oder zwischen Einzelnen und Gesellschaft.

Seite 15–22

SIMONE C. EHMIG

LESEKOMPETENZ UND LESEBEGRIFF

Über sieben Millionen Erwachsene in Deutschland können nur eingeschränkt lesen und so auch ihren Kindern kaum Zugang dazu vermitteln. Deshalb ist Leseförderung für Kinder ebenso wichtig wie die Alphabetisierung Erwachsener – auf Basis eines realitätsgerechten Lesebegriffs.

Seite 23–28

UWE BRITTEN

DIE ÖKONOMISIERUNG DES ÄSTHETISCHEN

Lesen hat sich von Print-Produkten ins Internet verlagert, wodurch es zu einem medial dauerhaften Konsumprozess geworden ist. Aber auch Romane und damit ästhetische Erfahrungen sind immer stärker einer Ökonomisierung unterworfen, die die Lesefähigkeit eher verengt als erweitert.

Seite 29–33

HEINRICH RIETHMÜLLER

LESEKULTUR IM WANDEL

Die Zahl der Buchkäufer sinkt; Bücher sind immer seltener selbstverständlich ein Element der Freizeitgestaltung. Die Konkurrenz durch digitale Medien wächst. Damit verbunden ist der Verlust bestimmter Lesefähigkeiten – eine höchst bedenkliche Entwicklung.

Seite 34–35

PAUL VAN DEN BROEK ET AL.

DER KONTAKT ZU UNSERER KULTUR STEHT
AUF DEM SPIEL. EIN GESPRÄCH

Acht Leseforscher des Forschernetzwerks E-READ antworten auf Fragen rund um den Einfluss der Digitalisierung auf das Lesen und die gefährliche Gewohnheit des Überfliegens. Auch die unterschiedlichen Aufgaben gedruckter und digitaler Texte werden angesprochen.

Seite 36–40

SCHLECKY SILBERSTEIN

LESEN UND GELESEN WERDEN

Social-Media-Services verändern unser Kommunikationsverhalten, ohne dass es den meisten Nutzern überhaupt bewusst ist. Aufgrund behavioristischer Mechanismen tendieren wir immer stärker zu Extrempositionen und gefährden somit eine demokratische Debattenkultur.

Seite 41–46

EDITORIAL

Eine behagliche Sofaecke, Kerzen oder Stehlampen für gedämpftes Licht, auf einem kleinen Beistelltisch eine Tasse Tee oder Kaffee, und irgendwo in diesem Arrangement ein ausgewähltes Buch: So oder so ähnlich inszenieren sich unter dem Hashtag #bookstagram Tausende Instagram-Nutzer und Nutzerinnen als Lesende. Lesen, so die Botschaft, ist etwas ganz Besonderes, etwas, das man „sich gönnt“.

Diese Wahrnehmung deckt sich mit den Ergebnissen einer Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, die jüngst für Aufsehen sorgte. Denn obwohl viele Befragte diese Sicht aufs Lesen teilen, lesen sie immer weniger und verbringen dafür mehr Zeit mit digitalen Streaming-Angeboten wie etwa Serien. Ein fast schon erwartbares Entsetzen füllte daraufhin die Feuilletons; der Rückgang an Buchkäufen wurde vielfach mit einem Kulturverlust gleichgesetzt. Dabei geriet in den Hintergrund, dass „Lesen“ nicht nur heißt, Bücher zu lesen: Lesen ist vielmehr eine der wichtigsten Kulturtechniken zur Alltagsbewältigung.

Nicht immer kam dem Lesen eine so grundlegende Bedeutung zu. So hatten Menschen, die diese „Spezialfähigkeit“ beherrschten, in Antike und Mittelalter oft eher eine dienende Rolle. Heute wandelt sich das Lesen selbst, weil immer häufiger auf Bildschirmen statt auf Papier gelesen wird. Dies kann sich nicht nur auf das Textverständnis auswirken, sondern auch auf die Texte und Inhalte selbst: Mithilfe der vom Leser erfassten Daten werden Textstrukturen teilweise soweit verändert, bis die Texte eine möglichst hohe Reichweite erlangen – und dabei immer gleichförmiger und tendenziell schriller werden. Lässt man die Qualitätsdebatte beiseite, hat die Digitalisierung aber auch eine andere Konsequenz: Womöglich wird heute so viel gelesen wie nie zuvor.

Christina Lotter

INTERVIEW

„BESTSELLER SIND WIE FIEBERTHERMOMETER“

Ein Gespräch mit dem Literaturkritiker und Autor Jörg Magenau über erfolgreiche Bücher als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen

Herr Magenau, Sie haben sich ausführlich mit Bestsellern und Bestseller-Listen beschäftigt.

Wie kommt es, dass auf unterschiedlichen Listen unterschiedliche Bücher stehen?

Jörg Magenau – Eine Bestsellerliste folgt keinem anderen Kriterium außer dem, welche Bücher die bestverkauften sind. „Bestseller“ sagt nichts über die Qualität der Bücher aus. Die maßgeblichen Listen sind vor allem die, die der „Buchreport“ und der „Spiegel“ gemeinsam produzieren und auf der anderen Seite die Liste vom „Focus“. Dass die sich etwas unterscheiden, hat mit der Datenerhebung zu tun. Das ist wie bei politischen Umfragen: Wenn man die Prognosen zwischen ARD und ZDF vergleicht, gibt es auch leichte Abweichungen im Prozentbereich, und das ist bei den Bestsellerlisten auch so. Die Verkaufszahlen werden vor allem über Computerkassen erhoben. Das heißt, dass da in erster Linie die großen Buchhandelsketten wie Thalia und Hugendubel maßgeblich sind. Die kleinen mit vielleicht noch handbetriebenen Kassen kommen nur geschätzt oder gar nicht vor. Das führt dazu, dass gerade die Bücher, die nicht so sehr bestsellerverdächtig sind – etwa

Lyrik oder Spezialsortimente oder kleine Verlage – und die in den Buchhandelsketten gar nicht zum Verkauf stehen, wenn sie nicht extra bestellt werden, unterrepräsentiert sind. Und bei den großen Verlagen und den bestsellerverdächtigen Titeln gibt es Abweichungen zwischen den einzelnen Listen, weil nicht unbedingt immer die identischen Buchhandlungen abgefragt werden. Bei der einen ist zum Beispiel Amazon drin, bei der anderen nicht.

Gibt es etwas, das alle Bestseller gemeinsam haben? Also gewisse Grundzutaten, die schon mal ein guter Ausgangspunkt für einen Bestseller sind?

– Das würden natürlich alle Autoren und Verlage gerne wissen. Wenn Verlage die Bestseller-Formel hätten, dann würden sie wahrscheinlich nichts anderes mehr produzieren als Bestseller und wahnsinnig viel Geld einnehmen. Aber es kann schon deshalb keine klare Formel geben, weil das Geheimnis des Erfolgs eben nicht nur in den Büchern steckt, sondern vor allem auch immer in der Zeit, in der ein Buch erscheint. Ein Buch kann zu einer bestimmten Zeit vollkommen sang- und klanglos untergehen und

fünfzig Jahre später plötzlich entdeckt werden. Deshalb besteht die Kunst eines Verlegers auch darin, eine Nase zu haben und vorauszuahnen, welche Diskussionen in einem oder zwei Jahren maßgeblich sein werden, wohin die Debatte läuft, wie ein Land sich entwickelt, und abschätzen zu können, auf welchen Boden ein Buch dann tatsächlich fällt und ob es erfolgreich sein kann.

Dieses Jahr erinnern wir 70 Jahre Grundgesetz und 70 Jahre Gründung der beiden deutschen Staaten. Gibt es Bücher, die die Entwicklung von Staat und Gesellschaft besonders gut einfangen?

– Zumindest gibt es immer Bücher, die die Stimmung zu ihrer Zeit besonders gut wiedergeben, oder aus denen man ablesen kann, was im Lande los war in einer bestimmten Phase. Wenn man mal auf die Liste guckt, was vor 70 Jahren, noch vor Gründung der Bundesrepublik, ein Bestseller war – angefangen von Theodor Plieviers „Stalingrad“ 1945, also tatsächlich ein Kriegsbuch, das sich mit dem Zusammenbruch an der Ostfront beschäftigte, über Eugen Kogons „Der SS-Staat“ bis hin zu Wolfgang Borcherts

„Draußen vor der Tür“ – dann waren das zunächst einmal Bücher, die sich tatsächlich unmittelbar mit dem Krieg und der Vergangenheit beschäftigt haben. Dann kam aber 1949 von C. W. Ceram „Götter, Gräber und Gelehrte“ – jahrzehntelang der größte Sachbuch-Bestseller des Landes. Ein Buch über Archäologie, über Troja, über die ägyptischen Königsgräber, über Ausgrabungen in Pompeji. Das ist ein Beispiel dafür, wie Bestseller funktionieren können: Sie machen ein Angebot, in ferne, andere Welten zu entkommen – in diesem Fall Schliemanns Troja – und tragen gleichzeitig aber, hinterücks sozusagen, das mit, vor dem man davonläuft. Das ist eine meiner Thesen: Es gibt keinen Eskapismus. Alles, wovor Leser davonlaufen – und man läuft ja immer davon, wenn man liest, man sucht eine andere Welt, eine Gegenwelt – transportiert zugleich das, was einem als Gegenwärtiges zu schmerzhaft ist. Bei Ceram waren das die Trümmer, die Nachkriegszeit, die Beschäftigung mit der Geschichte, die Hoffnung, man könnte in den Trümmern doch noch etwas Kostbares entdecken. Dass nicht alles kaputtgeht, dass etwas bleibt. Diese Bedürfnisse und Sehnsüchte von 1949 werden in diesem Buch bedient, und zwar genau deshalb, weil die unmittelbare Geschichte gar nicht darin vorkommt. Kein Wort über den Zweiten Weltkrieg, kein Wort über Deutschland. Dass der Autor selbst Kriegspropaganda-Schriftsteller im Zweiten Weltkrieg war – kein Wort davon. Aber das alles ist sub-

kutan vorhanden und spielt eine Rolle.

Und das ist bei vielen Bestsellern so: Dass das Verdrängte in den Büchern und in der eigenen Fluchtbewegung doch vorhanden bleibt. Ein anderes Beispiel: In den 1980er Jahren – ein hochpolitisches Jahrzehnt mit der Friedensbewegung, der Anti-AKW-Bewegung, mit Angst vor einer Apokalypse, die dann mit Tschernobyl auch eintrat und überlebbar war –, in dieser politisierten Zeit gab es gleichzeitig in der Literatur eine große Fantasy-Welle. Das reichte von Michael Endes „Die unendliche Geschichte“ über Umberto Ecos „Der Name der Rose“ und Isabel Allendes „Das Geisterhaus“ und zahlreiche andere lateinamerikanische Autoren des magischen Realismus bis hin zu Patrick Süßkinds „Das Parfum“. Das sind die Romane, die die 1980er Jahre geprägt haben. Auch Michael Endes „Momo“: Das ist eine Geschichte, die all das enthält, was politisch kritisiert wurde, aber als Märchen. Die grauen Männer mit den Zigarren, die den Menschen die Zeit weg-rauchen, das ist natürlich ein Bild für den Kapitalismus und die entfremdete Zeit, in der man lebt, und das das als Märchen wiedergibt. Auch hier handelt es sich also um eine Fluchtbewegung, die erkennen lässt, was gesellschaftlich gerade los ist. Das ist eines von mehreren Mustern, die in Bestsellern zum Vorschein kommen. Man läuft weg, begibt sich in eine Gegenwelt, und kommt dann verwandelt als ein anderer zurück und schaut mit anderen Augen auf die eigene Welt.

Wie ging es dann in den 1990er und 2000er Jahren weiter? Was waren da vorherrschende Muster?

– Das war die Wendezeit, die wurde begleitet von Franz Alts Buch „Jesus – der erste neue Mann“, dann kam die Welle der skandinavischen Krimis, es kam mit Ute Erhardt und „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin“ eine Emanzipationszusammenfassung ... Die 1990er Jahre sind eher disparat, während in den 2000er Jahren die Auseinandersetzung mit der DDR in den Vordergrund trat und es viele Bestseller gab, die die DDR behandelt haben. Angefangen mit Ingo Schulzes „Neue Leben“ über die Buchpreisgewinner Uwe Tellkamp mit „Der Turm“ bis hin zu Eugen Ruge mit „In Zeiten des abnehmenden Lichts“. Es gibt immer auch eine zeitliche Verschiebung: Das, was gerade unmittelbar aktuell ist, braucht eine Weile, bis es in der Literatur verarbeitet wird. Schneller und direkter sind die Sachbücher. Das war in den 1990er Jahren auch ein neuer Trend: das Bedürfnis nach Bildung, nach Welterfassung, nach Überblick über das Unübersichtliche, das uns umgibt. Das hat damals zum Beispiel Jostein Gaarder mit „Sofies Welt“ geleistet, ein erstes großes Buch über Philosophie. Mehr als zehn Jahre später kam dann Richard David Precht mit „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“, der daran anknüpfte. Das Anknüpfen an einen früheren Erfolg ist ein weiteres Muster von Bestsellern: Dass man als Leser etwas wiedererkennt,

was schon einmal sehr erfolgreich war, was dann aber in anderer Form erneuert wird. Leser sind konservativ: Sie wollen Bekanntes, aber es soll möglichst neu sein. Bei Richard David Precht geht das bis ins Buch-Cover, das mit dem blauen Globus spielt, der schon bei Jostein Gaarder zu sehen war. Es wird also auch farblich und grafisch ganz bewusst an frühere Erfolge angeknüpft. Das kommt immer wieder vor.

Gibt es denn Bestseller, bei denen Sie nicht damit gerechnet hätten, dass dieser Titel oder dieses Thema zu einer bestimmten Zeit auftaucht? Sie haben ja schon die frühe Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg genannt.

– Es gibt überraschende Verschiebungen. Zum Beispiel war 1958 „Das Schloß“ von Franz Kafka ein Bestseller. Also über 35 Jahre, nachdem das Buch zum ersten Mal erschienen ist. Kafka ist generell mit großer Verspätung in Deutschland angekommen, er wurde zunächst durch den Nationalsozialismus verhindert. Aber dass er 1958 zum Bestseller wurde, das fand ich schon sehr überraschend. Das hatte auch damit zu tun, dass man sich damals zunehmend mit dem Bürokratischen und dem Überleben in der Bürokratie auseinandergesetzt hat. C. Northcote Parkinsons „Parkinsons Gesetz“, wo es um Absurditäten der Arbeitswelt ging, war zeitgleich mit Kafka ein Bestseller. Die Wirtschaftswunderwirklichkeit, die Verbürokratisierung, das Arbeitnehmersdasein haben dazu geführt, dass man sich

mit derlei Büchern beschäftigt, weil man sich tatsächlich darin wiederfinden konnte. Eine andere, sehr interessante Geschichte ist Dale Carnegies „Sorge dich nicht – lebe!“, in der deutschen Ausgabe 1948 erschienen, die amerikanische erschien schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Carnegie war ein amerikanischer Sachbuchautor, der eigentlich so einen Fernsehprediger-Tonfall anschlug, und der die Mutter aller Ratgeber geschrieben hat. „Sorge dich nicht – lebe!“ ist ein Titel, der sprichwörtlich wurde, und zusammenfasst, worum es in all diesen Ratgebern und denen, die ihm folgten, geht: Nämlich um die Sorge um sich selbst. Aber zum Nummer-Eins-Bestseller der Sachbücher wurde er dann erstaunlicherweise erst in den 1990er Jahren. Davor war er schon zehn, zwanzig Jahre lang immer in den Bestseller-Listen vertreten, kam dann immer weiter nach vorne und war 1998 plötzlich auf Platz 1. Da habe ich mich gefragt: Wie kommt das, dass ein Buch 50 Jahre nach Erscheinen plötzlich im Jahresverlauf Nummer eins der Sachbuch-Bestseller-Liste ist? Ich denke, dass das auch wieder etwas mit den aktuellen Bedürfnissen zu tun hatte: Dass der neue Markt, der damals boomte, der Kapitalismus, der in Ostdeutschland eingeübt wurde, das harte Kapitalistische, das nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes stärker wurde, genau passte zu einem Buch, das in den 1930er Jahren in Amerika geschrieben wurde. Auch in den USA der 1930er herrschte noch ein roherer Kapitalismus; und die

Maxime „ich muss mich gegen die Konkurrenz durchsetzen“ und stark sein und an mich glauben und so weiter, also die wirklichen amerikanischen Tugenden, wie man vom Tellerwäscher zum Millionär wird, fand offenbar in der Zeit in Deutschland nach der Wiedervereinigung plötzlich einen Boden, auf dem man genau das brauchen konnte. Und zwar in Ost und West gleichermaßen.

Wir haben bisher über die Bundesrepublik gesprochen und die Wende- und Nachwendezeit. Wie sah die Lage in der DDR aus?

– Bestseller-Listen konnte es dort nicht geben, weil es auch keine Bestseller gab, weil es keinen freien Markt gab. Bücher konnten lediglich anhand der verordneten Auflage sortiert werden. Letztlich war es die SED – das Kulturministerium und die Zensurbehörde –, die über die Auflagenhöhe der einzelnen Bücher entschied, darüber, ob es überhaupt gedruckt wurde, und ob es massentauglich sein sollte. Das war eine politische Entscheidung. Das ist etwas anderes als ein Markt, wo Leute in die Buchhandlung gehen und qua ihrer eigenen Kaufentscheidung darüber bestimmen, ob ein Buch zum Bestseller wird oder nicht. In der DDR gab es natürlich auch viele Bestseller, und oft war da der Geschmack der Partei vielleicht gar nicht so anders als der der lesenden Menschen: Bücher von Dieter Noll, Erwin Strittmatter, Eva Strittmatter, Hermann Kant, von Christa Wolf vielleicht auch, aber die war in der

DDR schon nicht mehr richtig mit einer höheren Auflage vertreten, weil sie politisch zu unklar war. „Nachdenken über Christa T.“ war in Westdeutschland ein Bestseller, erschien in der DDR aber um Jahre verzögert und nur mit einer kleinen Auflage von ein paar Tausend Exemplaren. Daran sieht man schon, dass es kein freies Spiel war. Dass ein Bestseller sich nicht herausbilden konnte, aber verhindert oder festgelegt werden konnte. Deshalb müsste man eine Geschichte der Bücher in der DDR unter ganz anderen Kriterien betrachten. Die DDR spielt eigentlich erst in der Nachwendezeit eine Rolle als Phänomen, als Thema der Bücher.

Wie kann man denn ganz generell die Wechselwirkungen zwischen Zeitgeist und öffentlichem Diskurs einerseits und Bestseller andererseits beschreiben?

– Das ist ein Kreislauf. Nehmen wir zum Beispiel „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin 2010: Das war ein Buch, das eine bestimmte Stimmung, eine anwachsende Fremdenfeindlichkeit mit rassistischen Grundtönen breit publik machte und zu einem Millionenseller wurde. Das Buch und sein Erfolg haben deutlich gemacht, dass es diese Stimmung gab. Dass viele Leute sich davon angesprochen fühlten, auch von dem Tonfall, den Sarrazin anschlug. Also dieses „Tabubrecherische“, das er hatte, und was man ja heute auch bei vielen Pegida-Demos hört. Das basiert einerseits auf ei-

ner breiten Stimmung, die darin zum Ausdruck kommt, und gleichzeitig schafft und erzeugt so ein Buch und so ein Titel auch eine bestimmte Stimmung. Das ist immer ein Hin und Her, so wie es eben das Buch *und* den Leser gibt. Das Buch wäre ohne Leserschaft nichts. Und umgekehrt. Beides hängt zusammen. Bestseller haben da auch eine Fieberthermometer-Funktion: Dass man tatsächlich sieht, woran es gerade in einer Gesellschaft krankt. Wo sind die Leitgefühle, wo sind die Ängste? Und der Bestseller-Markt hat sehr viel mit Ängsten zu tun. Die ganze Ratgeberliteratur – Sorge dich nicht, lebe; Vereinfache dein Leben; Mach es so und so; Räum deinen Schreibtisch auf; und mach das Fenster zu und dann mach noch die Grenzen dicht, damit wir nicht bedroht werden, und so weiter – das geht ja nahtlos ineinander über: die Sorgen, die man hat um das eigene Leben, die Sorgen, die man hat um das große Ganze. Die Angst, man könnte irgendetwas verlieren, all das spielt eine Rolle und aus all diesen diffusen Gefühlen heraus entstehen Stimmungen, die sich dann wiederum Nahrung suchen in intellektuellen und weniger intellektuellen Beiträgen.

Können Bücher die Gesellschaft verändern?

– So optimistisch möchte ich schon sein, dass Bücher die Gesellschaft verändern können. Vielleicht im ganz Kleinen. Vielleicht auch nur bei einzelnen Menschen. Aber auch eine Veränderung in einem einzigen Menschen ist

eine Veränderung der Gesellschaft. Und jeder Mensch, der ein Buch liest, verändert sich. Wie er sich verändert, das wissen wir nicht. Das kann auch zum Schlechten sein. Sarrazin hat sicher auch die Gesellschaft verändert. Es gilt also nicht: Alles wird besser, wenn man liest – so meine ich das nicht. Aber jedes Buch, das wir lesen, jeder von uns – und alle lesen wir – verändert uns. Sonst würden wir nicht lesen. Lesend begeben wir uns in eine andere Welt. Lesend erkunden wir die Welt mit anderen Augen. Lesend nehmen wir eine andere Perspektive ein. Und weil wir dazu in der Lage sind, verändern wir uns auch, weil wir dann mit anderen Augen aufs eigene Leben schauen können. Lesen ist deshalb eine grunddemokratische Tugend, weil es Zweifel und Perspektivwechsel lehrt. Womöglich sogar Widerspruch provoziert. Und das ist dann schon ein hoffnungsvoller Aspekt des Lesens. Deshalb sind Diktatoren auch meistens literatur- und bücherfeindlich: Weil sie Angst haben vor anderen Ansichten und vor der Fähigkeit der Menschen, andere Ansichten als die eigenen annehmen zu können. All das schafft das Lesen. Und deshalb verändert das Lesen die Welt. Und es verändert sie nicht nur, es ist eigentlich viel mehr: Es ist eine Grundlage des Menschseins. Wenn wir aufhören würden, zu lesen in dem Sinne, dass wir aufhören würden, uns mit anderen Gedanken, mit anderen Empfindungen, mit anderen Weltansichten zu beschäftigen, dann wären wir ziemlich stumpfe Geschöpfe,

dann wären wir keine Menschen. Und deshalb muss der Mensch – auf welche Weise auch immer – lesend die Welt mit den Augen anderer zur Kenntnis nehmen.

In welcher Verantwortung sehen Sie in diesem Zusammenhang Verleger und Buchhändler?

– Dass sie nicht nur auf ökonomische Zwänge reagieren, sondern weiterhin für ein breites, vielfältiges Sortiment sorgen. Ich weiß: Als Kritiker, der von außen spricht und fordert, hat man leicht reden, wo es für die Verlage ums Überleben geht und um die zunehmend verzweifelte Hoffnung auf den nächsten Bestseller. Der Erhalt der Buchpreisbindung ist deshalb enorm wichtig, weil nur so Querfinanzierung und Mischkalkulation möglich sind. Nur dann können die Bestseller eines Verlages die spezielleren Angebote oder den dann gerne als Beispiel genommenen Lyrikband mittragen, der seinerseits vielleicht das Renommee des Verlages erhält und stärkt. So gesehen sind nicht nur Bestseller, sondern auch und vor allem die Bücher, für die Verlage sich wirklich und mit Liebe einsetzen, gut angelegtes Kapital.

Sie sagen, wir lesen alle, und wir lesen oft – gleichzeitig beklagt der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, dass immer weniger Menschen Bücher kaufen. Wie spiegelt sich verändertes Leseverhalten in Bestseller-Listen wider? Kann man darüber überhaupt eine Aussage treffen?

– Ich glaube, es gab keine Zeit der Menschheitsgeschichte, in

der so viel gelesen wird wie heute – weil wir von morgens bis abends an Bildschirmen sitzen. Text ist präsenter denn je. Es werden aber gleichzeitig viel weniger Bücher verkauft eben deshalb, weil die Aufmerksamkeit durch andere Medien absorbiert wird. Aber wie wir lesen und was wir lesen, ist nicht so wichtig, als dass wir es tun. Für den Buchmarkt bedeutet das, dass er kleiner wird. In den letzten sechs Jahren sind etwa sechs Millionen Leser verlorengelassen. Das Geschäft wird weniger und härter, die Verlage konkurrieren stärker, kleine Verlage drohen einzugehen. Gerade die kleinen, die nicht an Konzerne gebunden sind, haben große Schwierigkeiten, sich zu behaupten. Und auch für die großen wird das Geschäft härter; das heißt, auch das Bestseller-Geschäft wird härter. Der Buchmarkt wird sich wahrscheinlich stärker auf die marktgängigen Waren konzentrieren, als wir das eh schon erleben. Das ist ein Marktphänomen. Und auf der anderen Seite muss man fragen: Was passiert mit dem Lesen? Was passiert, wenn wir mehr elektronisch lesen, und keine Bücher? Die Hoffnung auf E-Books hat sich ja eigentlich gar nicht erfüllt. Das finde ich ein erstaunliches Phänomen, dass dieser Markt total stagniert und bei wenigen Prozent des gesamten Buchmarkts einfach hängen bleibt. Also Leute lesen offenbar, wenn sie lesen, immer noch lieber Bücher als E-Books. Das ist ein Phänomen, das man ernstnehmen muss. Und das darauf hinweist, dass eine bestimmte Form des Lesens

durch das Buch immer noch am besten befriedigt wird. Eine bestimmte Form, die auch mit einer gewissen Langsamkeit, mit Reflexion, mit Sich-Zurücklehnen, mit einer Atmosphäre des Lesens zu tun hat – wie man sitzt, wo man sitzt, wie man den Text zur Kenntnis nimmt –, und dass es nicht egal ist, ob es auf dem Bildschirm passiert oder auf Papier. Die meisten Leute bevorzugen also in der Tat offenbar immer noch das Papier, weil es angenehmer für die Augen ist und man einen besseren Überblick haben kann. Deshalb werden die Bücher nicht aussterben, sondern in einer bestimmten Form und auch mit dem Bedürfnis nach etwas Schönerem immer weiter existieren. Da mache ich mir relativ wenig Sorgen.

Das Interview führte Christina Lotter am 22. Oktober 2018.

JÖRG MAGENAU

ist Journalist und Literaturkritiker, unter anderem für die „Tageszeitung“ und die Wochenzeitung „Der Freitag“, und Autor des Buches „Bestseller. Bücher, die wir liebten – und was sie über uns verraten.“
magenau@t-online.de

FACETTENREICH UND UNVERZICHTBAR

Die multiplen Leistungen und Funktionen der Kulturtechnik Lesen

Ute Schneider

Die Nachrichten der vergangenen Monate und Jahre verheißen nichts Gutes. Die Anzahl der funktionalen Analphabeten liegt in Deutschland schon seit einigen Jahren bei etwa 7,5 Millionen.⁰¹ Der deutsche Buchhandel vermisst seit 2018 sechs Millionen Käufer, und in den regelmäßig durchgeführten PISA-Studien wird der Lesekompetenz der deutschen Schülerinnen und Schüler eine schlechte Note erteilt. Diesen nüchternen empirischen Fakten stehen positive Wertschätzungen und Zuschreibungen der Kulturtechnik Lesen und dem Medium Buch in unserer Gesellschaft konträr gegenüber: Lesen bildet, Lesen erweitert den geistigen Horizont, beflügelt die Fantasie, eröffnet neue Welten. Schließlich macht Lesen glücklich, bisweilen allerdings auch unglücklich. Souveräne, routinierte Leserinnen und Leser schreiben gerne solche und ähnliche Eigenschaften Buch und Lesen zu. Keine andere Kulturtechnik wird so überfrachtet mit positiven Attributen wie das Lesen. Mathematische Schwächen werden im gesellschaftlichen Kontext scheinbar eher verziehen als mangelnde Lesekompetenzen und die Unfähigkeit, den Sinn von längeren Texten zu begreifen. Schriftzeichen zu decodieren und ihnen Sinn zu verleihen, muss aber erst erlernt werden. Lesen macht also auch Mühe. Welche Funktionen das Lesen tatsächlich für Individuum und Gesellschaft einnimmt und wie dabei vor allem die Funktionen der sozialen Distinktion, gesellschaftlich-politische Funktionen und die Funktion der Kommunikation herausstechen, erläutere ich im Folgenden.

LEBENSSTIL UND DISTINKTION: „RICHTIG“ LESEN

„Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch

jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.“ Als Goethe im Januar 1830 über die Mühe des Lesens sprach, meinte er das verstehende Lesen, das über das reine Informationslesen oder leichte Lesevergnügen hinausgeht. Er hatte eine klare Vorstellung vom „richtigen“ Lesen, das den Leser tief in Sinn und Bedeutung der Texte eintauchen lässt.

Die Idee, es gäbe ein „richtiges“ Lesen, ist bis heute in der Gesellschaft weit verbreitet: Die Kulturtechnik Lesen ist in der allgemeinen Vorstellung eng mit dem Lesen fiktionaler Literatur in langen Texten und dem Medium Buch verbunden. Die Antwort auf die Frage: „Was passiert, wenn wir das richtige Lesen verlernen?“⁰² bleibt jedoch offen. Wie diese Frage zeigt, gilt das „richtige“ Lesen als gefährdet, und schnell wird von diesem Ausgangspunkt verallgemeinert und die Fähigkeit des Lesens generell in Gefahr gesehen.

Wir lesen allerdings täglich und überall. Wir lesen auf der Straße Hinweisschilder und Busfahrpläne, wir lesen Beipackzettel, Gebrauchsanleitungen und die Boulevardzeitschriften im ärztlichen Wartezimmer oder beim Friseur, wir lesen E-Mails, Whatsapp-Mitteilungen und Tweets. Wir lesen meist flüchtig und schnell und reagieren auf das Gelesene oft prompt, nämlich meist schreibend in der sicheren Gewissheit, damit einen interessierten Leser zu erreichen. Lesen ist ubiquitär, ob rein informative oder unterhaltende Lektüre, ob digitale oder gedruckte Lesemedien. Es wird also heute nicht weniger gelesen als im analogen Zeitalter, sondern eher mehr, denn auch im digitalen Zeitalter werden nicht alle relevanten Medieninhalte durch Bild und Ton verbreitet, sondern schriftlich. Die individuelle Lesekompetenz ist unzweifelhaft nach wie vor eine Grundvoraussetzung, um überhaupt an gesellschaftlicher Kommunikation teilzunehmen, und sie ist das Fundament einer umfassenderen Medienkompetenz, die zum Verstehen komplexer

Inhalte und für kritisches Urteilsvermögen erforderlich ist. Selbst die voranschreitenden Fähigkeiten Künstlicher Intelligenz, die uns beispielsweise durch Sprachassistenten den mühsamen Weg schriftlicher Kommunikation bisweilen abnehmen, sind bisher ohne schriftbasierte Kompetenzen nicht denkbar.

Dem schnellen Lesen von Kurznachrichten steht das vertiefte Bücherlesen gegenüber. Und das scheint gesamtgesellschaftlich gesehen immer weniger praktiziert zu werden. In allen Feuilletons der überregionalen Tageszeitungen wurde im vergangenen Frühherbst höchst besorgt über die vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels beauftragte GfK-Studie „Buchkäufer – quo vadis?“ vom Juni 2018 berichtet, die den Deutschen eine stark rückläufige Nachfrage nach Büchern attestierte.⁰³ Der gesellschaftlich wünschenswerte Buchkonsum, der durch den festen Ladenpreis und einen geringeren Mehrwertsteuersatz unterstützt wird, erlebt eine Flaute. Aus den schwindenden Käuferzahlen wurde auf abnehmendes Leseinteresse in der deutschen Bevölkerung geschlossen, was unter anderem auf die Zuwendung der Konsumenten zu konkurrierenden (digitalen), vornehmlich audiovisuellen Medienangeboten zurückgeführt wird. Hinzu kommt eine grundsätzlich wahrgenommene Reizüberflutung und Zeitknappheit derjenigen, die sich vom Buch abwenden und ihre „Sehnsucht nach Entschleunigung“ nicht mit dem Medium Buch befriedigen.

Die empirischen Erhebungen stehen im Gegensatz zu den buchbegeisterten Usern von Social-Media-Plattformen, die sich als „richtige“ Leser inszenieren. Dort wird vertieftes Lesen gedruckter Bücher oft mit sinnlichem Genuss assoziiert.⁰⁴ Ein Blick auf die Fotoplattform Instagram

genügt, um unter Hashtags wie beispielsweise #bookstagram, #bookstagrammer oder #booktography sofort zu sehen, dass gedruckte Bücher meist mit Genussmitteln wie Kaffee, Tee, Wein oder Delikatessen fotografisch inszeniert werden. Nicht nur diese Leserequisiten, sondern auch das Interieur, die Lesecke im heimischen Wohnzimmer mit Lesesessel, das Sofa und vor allem das Bett sind Codes in der klassischen Vorstellung einer perfekten Leseumgebung, die das ungestörte stille, zurückgezogene Lesen, das Versinken in andere, fiktionale Welten ermöglicht. Die jeweils präsentierte Leseatmosphäre strahlt eine gewisse Intimität aus, die zwar individuell gestaltet wird, allerdings die immer gleichen Requisiten und Lesemöbel ins Blickfeld rückt. Es scheint einen sozialen Konsens über die erwünschte, „richtige“ Leseatmosphäre zu geben, dem man entsprechen möchte. Die Fotos werden zwar von den anderen Usern in der Regel kommentiert, allerdings geht es dabei meist nicht um die Inhalte der Bücher, weil Leseerlebnisse räumlich, zeitlich und habituell zu disparat werden. Stattdessen wird die Materialität der Bücher symbolisch genutzt.

Damit greift man auf den Social-Media-Plattformen bürgerliche Lebensstile auf, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts hat wie in keinem Jahrhundert zuvor den Leseakt mit sozialen Normen und Werten belegt, die weit über die dominierenden Lesefunktionen Information, Unterhaltung, Bildung hinausgehen: Die Wahl des Lektürestoffs entschied maßgeblich über die soziale Anerkennung des Einzelnen. Das Ende des 18. Jahrhunderts als sozialer Stand etablierte Bürgertum wurde somit zur maßgebenden Kontroll- und Lenkungsinstanz der kulturellen Praktiken und damit auch der Kulturtechnik Lesen. Das kulturdominierende Bildungsbürgertum las fortan zur sozialen Distinktion. Entsprechend sind die Wertzuschreibungen an das Lesen sozial aufgeladen. Lesen wurde im Bürgertum habituell, und Lesepraktiken wie auch die Institution der privaten Hausbibliothek wurden zum Ausdruck des Lebensstils – wie Instagram zeigt, bis heute.

So wurde spätestens mit Anbruch der Moderne Lesen zu einer sozialen Norm. Das Buch wur-

01 Vgl. Anke Grotluschen/Wibke Riekmann, *leo. – Level-One Studie. Literalität von Erwachsenen auf den unteren Kompetenzniveaus*, Hamburg 2011, S. 2.

02 Diese Frage stellte Joachim Müller-Jung an den Hirnforscher Wolf Singer in einem gleichnamigen Interview, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13. 10. 2018, www.faz.net/-15833090.html.

03 Börsenverein des deutschen Buchhandels, *Buchkäufer – quo vadis? Kernergebnisse*, Juni 2018, www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Buchk%C3%A4ufer_quo_vadis_Bericht_Juni_2018_Kernergebnisse.pdf; siehe auch den Beitrag von Heinrich Riethmüller in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

04 Siehe hierzu auch die frühere Umfrage aus dem Jahr 2001 von Sabine Groß, *Das Buch in der Hand. Zum situativ-affektiven Umgang mit Texten*, in: *Stiftung Lesen (Hrsg.), Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend. Eine Studie der Stiftung Lesen*,

Mainz–Hamburg 2001, S. 175–197; Ute Schneider, *Bücher zeigen und Leseatmosphären inszenieren – vom Habitus enthusiastischer Leserinnen und Leser*, in: *Carlos Spoerhase/Steffen Martus (Hrsg.), Gelesene Literatur. Sonderband Text und Kritik 2018*, S. 111–120.

de im 19. Jahrhundert im gehobenen bürgerlichen Milieu erstmals kunstästhetisches Leitmedium, das einerseits der individuellen Geschmacksbildung diene, andererseits aber auch Instrument der Selbstvergewisserung einer ganzen sozialen Gruppe war.

TRADIERTE FUNKTIONEN UND LEISTUNGEN DES LESENS

Der Kulturtechnik Lesen werden heute noch viele Werte zugeschrieben,⁰⁵ die sich zum Teil aus jahrhundertelangen Lesepraktiken ableiten lassen. Die Auffassung, Lesen bereite sinnliches Vergnügen und ästhetischen Genuss, ist im Vergleich mit den Leistungen und Funktionen des Lesens zu Bildungszwecken und Beseitigung von Informationsdefiziten oder zur religiösen Kontemplation und Erbauung relativ jung. Funktionen und Leistungen des Lesens haben sich im Laufe der Jahrhunderte erweitert, ohne dass eine Funktion oder Leistung vollständig verschwunden ist. Die Bedeutung des Lesens hat sich nicht nur für das Individuum geändert, sondern auch für die soziale Gemeinschaft.

In der christlichen Tradition des Mittelalters war die Kontemplation ein wesentlicher Effekt des klerikalen Lesens. Auch in Laienkreisen spielte die religiöse Erbauung als eine Funktion des Lesens eine Hauptrolle, wenn auch die Predigt und mündliche Unterweisung in moralischen Fragen weiterhin dominant blieb. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde das Lesen von Büchern zur Grundlage geistiger Arbeit der Gelehrten; daneben wurde Lesefähigkeit in kaufmännischen Kontexten professionell erforderlich. Nach Einführung des Buchdrucks mit beweglichen Bleitypen durch Johannes Gutenberg und dem Anwachsen großer Handelszentren, die allesamt zu Standorten großer Medienunternehmen avancierten, wurde nicht nur die allgemeine Lesefähigkeit in den Städten beflügelt. Auch eine neue Funktion des Lesens kam hinzu: Lesen hatte nun nicht mehr nur eine allgemeine Erbauungs- und Bildungsfunktion, sondern diene der säkularen Berufsausübung, machte sie überhaupt erst möglich. Funktional war der Leseprozess nun neben liturgischen, gelehrten oder administrativen Zwe-

cken vor allem auf kaufmännische Ziele gerichtet. Während die Funktionseliten aus Staat, Verwaltung, Wirtschaft und anderen gesellschaftlichen Teilsystemen wie der Kirche in erster Linie aus professionellen Gründen lesen mussten, griff das wohlhabendere Bürgertum in den Städten nach der Erfindung des Buchdrucks vor allem zu Ratgeberliteratur und religiösen Erbauungsschriften, bisweilen auch zu erzählender Literatur.

Ein wesentliches Motiv in der Frühen Neuzeit, zum Buch zu greifen, war die Bewältigung des lebensweltlichen Alltags. Während die deutschsprachige Fachprosa des Mittelalters noch das Ziel verfolgt hatte, Wissensbestände für individuelle, nämlich gedächtnisentlastende Zwecke zu erhalten, ging es im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert stärker darum, Wissen an ein Laienpublikum zu vermitteln. Die zahlreichen volksmedizinischen Schriften, die Kräuterbücher und die Kochbücher, die als thematische Schnittmenge die Gesundheit des Menschen aufweisen, zeigen beispielhaft, wie sich die Funktion des Lesens vom individuellen Nutzen weiterentwickelt hat hin zu einer Standardisierung des gesellschaftlichen Wissens über prophylaktische und therapeutische Maßnahmen im Krankheitsfall. Solche Lesestoffe für existenzielle Situationen und alltagsweltliche Herausforderungen erweiterten den Kanon der Lesefunktionen um eine weitere Facette, die bis heute Bestand hat: Die Buchhandlungen sind mit vielen Regalmeter Ratgeberliteratur gefüllt, die zu sämtlichen alltagsrelevanten Themen eine breite Palette von Titeln offerieren.

Mit dem Aufkommen der periodischen Zeitungen zu Anfang des 17. Jahrhunderts erhält das Lesen eine neue soziale Dimension, und zwar die der Partizipation am gesellschaftlichen Leben. Die Zeitungslektüre diene anfangs zur reinen Information, in politisch brisanten Zeiten ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert, vor allem aber im 19. Jahrhundert auch zur öffentlichen Meinungsbildung und politischen Partizipation des bürgerlichen Publikums. Der Literaturwissenschaftler Werner Graf beschreibt Partizipation als einen (individuellen) Lesemodus, der sowohl „die aktualitätsbezogene Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre als literarische Teilnahme am öffentlichen Diskurs“⁰⁶ als auch die „Belle-

⁰⁵ Für einen kurzen Überblick über die gängigsten Werte, die wissenschaftlich fundiert sind, vgl. Bettina Gartner, 11 Gründe, warum Lesen klug macht, in: *Bild der Wissenschaft* 7/2018, S. 2–8.

⁰⁶ Werner Graf, *Lektüre zwischen Literaturgenuss und Lebenshilfe*, in: *Stiftung Lesen* (Anm. 4), S. 199–224, hier S. 208.

tristiklektüre als Teilnahme am literarischen Leben“ umfasst. Die allgemeinen kulturellen Ziele in der Spätaufklärung waren die individuelle wie kollektive Durchsetzung von Rationalität, das Erlangen einer geistigen wie moralischen, ethischen und sittlichen Bildung und die Herausbildung einer kritischen Öffentlichkeit. Ziel des Lesens war es, ein vernünftiger Mensch mit ästhetischem Urteilsvermögen und sozialer Verantwortung zu werden und politische Willensbildung einzuüben. Auch diese damals neue Facette der Lesefunktionen hat bis heute Bestand: In der heutigen Mediengesellschaft sind Fragen der politischen Meinungsbildung durch Medienkonsum aktueller denn je.

Allerdings erfährt das Lesen in der Spätaufklärung noch eine weitere erhebliche und folgenreiche Funktionserweiterung: Auf der individuellen Ebene diente Lesen zwar einerseits der moralischen Unterweisung, andererseits bald aber auch der reinen Unterhaltung und Zerstreuung ohne Bildungsanspruch. Bestimmte Formen des Lesens wurden sogar zur Modeerscheinung, zum Beispiel das Lesen im Freien. Dieses einsame Lesen zur Unterhaltung, sei es in der Natur oder zurückgezogen im Haus, war ein Leseerlebnis ohne soziale Kontrolle und damit gesellschaftlich suspekt. Insbesondere die weit verbreitete Romanlektüre wurde in scharf formulierten Wertungen als negativ beurteilt. Sie galt als schädlich, weil eskapistisch. Zeitgenössisch wurde sie als Lesesucht und Lesewut stigmatisiert. Die reine Unterhaltungsfunktion der Lektüre beim Lesen von Romanen wurde dennoch höchst populär. Hier liegen die Wurzeln für die bis heute gängige Auffassung, Lesen bedeute sinnlichen Genuss.

Eine andere Form des Lesens mit dem Ziel der individuellen geistigen Emanzipation war das kollektive Lesen, das den kritischen Diskurs und die Reflexion des Lesestoffs im Austausch mit anderen vorantreiben sollte. Bürgerliche Lesegesellschaften wurden zunächst aus ökonomischen Gründen zur Verbilligung der Lektüre für den einzelnen gegründet. Sie boten aber auch eine Möglichkeit der Partizipation an der politisch-kritischen Öffentlichkeit. Diese temporäre Lesefunktion und -praxis erlebt heute online auf den Social-Media-Plattformen eine Auferstehung, allerdings aktuell meist nicht mit dem Anspruch, einen bürgerlich-kritischen Diskurs zu führen.

DIE POLITISCHE DIMENSION DES LESENS

Auf individueller Ebene war der Leseakt fortan ab dem 19. Jahrhundert auf das literarisch-ästhetische Erleben gerichtet, bis in die Hochkultur der Gegenwart. Auf sozialer Ebene wurde die Herausbildung und Verfestigung einer kollektiven kulturellen Identität beziehungsweise kulturellen Gedächtnisses angestrebt. Im deutschen Sprachraum wird dies durch die sozialen und politischen Konstellationen ab dem 19. Jahrhundert erklärbar. Neben die ästhetischen und sozialen Funktionen des Lesens trat die Vorstellung, Lesen und Lesestoffe konstituierten eine nationale Identität.⁰⁷ Die politische Dimension war unter dem Eindruck der napoleonischen Kriege und der daraus resultierenden Neuordnung Europas, die für die deutschen Staaten keine Einheit, sondern die anhaltende Zersplitterung brachte, zu verstehen. Insbesondere die schöne Literatur sollte integrative Leistungen erbringen. Der privaten bürgerlichen Hausbibliothek kam somit auch eine wichtige Aufgabe für die deutsche Kulturnation zu: So sollte die kulturelle Einheit der Deutschen unterstützt werden, wenn schon keine politische abzusehen war. Lesen zur individuellen und kulturellen Identitätsbildung ließ sich integrieren zur politischen Identität. Der Bürger hatte die moralische Pflicht, durch das Lesen ausgewählter Lektürestoffe und Lesemedien seine politische Meinungsbildung zu forcieren.

Auch die politische Dimension des Lesens ist bis in die Gegenwart ein Thema. Angesichts von Fake News und den Möglichkeiten digitaler Massenmanipulation ist das kritische Urteilsvermögen des Individuums ein hohes Gut. Dem Lesen werden „idealtypisch meist erwünschte politische Implikationen zugeschrieben und konsonant dazu das Medium Buch und die Lesekultur als unverzichtbare Voraussetzung demokratischer Gesellschaften betrachtet“, konstatiert der Schweizer Medienwissenschaftler Heinz Bonfadelli.⁰⁸ In einem Vergleich der Effekte von On-

⁰⁷ Siehe hierzu auch Aleida Assmann, *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee*, Frankfurt/M.–New York–Paris 1993.

⁰⁸ Heinz Bonfadelli, *Politische Implikationen des Lesens*, in: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hrsg.), *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Berlin–Boston 2015, S. 815–831, hier S. 826.

line-Medien und Büchern auf das Individuum beschreibt er für das Bücherlesen eine Stärkung von Konzentration und Ausdauer, Abstraktionsvermögen, Fantasie und Kreativität, Reflexionsvermögen und Kritikfähigkeit. Im Gegensatz dazu förderten die Online-Medien die Individualkommunikation, führen häufiger zur Bestätigung der eigenen Meinung und fördern die Anschlusskommunikation.

Daraus resultiert nach Bonfadelli, dass Print-Medien wie auch Online-Medien gleichermaßen der Information dienen, die Integrationsfunktion und politische Partizipation beim Lesen von Büchern aber einer Fragmentierung von Wissen und Themen in den Online-Medien gegenübersteht. Die politische (Online-)Partizipation, so Bonfadelli, bringe eine verstärkte Individualisierung hervor, womit die Gefahr der gesellschaftlichen Fragmentierung steige.⁰⁹ Die empirische Medienwirkungsforschung hat diesen Aspekt bisher nicht systematisch untersucht, obwohl es „konsistente Belege dafür [gibt], dass die (Print-)Medien durch Fokussierung auf gemeinsame Themen bei den Bürgern geteilte Prioritäten erzeugen, welche für das Funktionieren der Politik als unabdingbar betrachtet werden“.¹⁰

Nicht nur für die postmodernen Industriegesellschaften der westlichen Welt gelten diese Charakteristika. Die Fähigkeit der souveränen Buchnutzung und eine hohe Lesekompetenz werden weltweit als Grundvoraussetzungen für individuelle Freiheit und kollektiven Frieden angesehen, was zum Beispiel der UNESCO jahrzehntelang als Handlungsmotiv für ihre Fördermaßnahmen in Entwicklungsländern gedient hat.¹¹ Analphabetenrate und ökonomische Situation stehen in ärmeren Ländern in relationalem Zusammenhang. Das Bildungsniveau eines Landes hat sowohl erheblichen Einfluss auf die Individuen als auch auf die gesamte Wirtschaftssituation. Dass die Rechnung „Mehr formale Bildung gleich mehr Leser in einer Gesellschaft“ aber nicht aufgeht, sieht man momentan in Deutschland, wo der formale Bildungsabschluss Abitur noch nie so weit verbreitet war wie heute, es aber nicht mehr so viele passionierte Leser gibt.

09 Vgl. ebd., S. 827 f.

10 Ebd., S. 829.

11 Siehe hierzu ausführlich Christina Lembrecht, *Bücher für alle. Die UNESCO und die weltweite Förderung des Buches 1946–1982*, Berlin 2013.

LESEN IN DER KOMMUNIKATIONSGESELLSCHAFT

In unserer Gesellschaft ist Kommunikation ein zentraler Wert. Dementsprechend ist Anschlusskommunikation – der Austausch über die rezipierten Inhalte – eine wesentliche Dimension der Mediennutzung, die ein impulsgebender Reflex im Leseprozess ist und die Aneignung des Gelesenen unterstützt.¹² Medien werden nicht nur deswegen genutzt, weil sie konkrete Informations- oder Unterhaltungsbedürfnisse befriedigen, sondern auch, weil sie Kommunikationsprozesse als soziale Handlung ermöglichen. Der fehlende Austausch über das Gelesene ist in der GfK-Studie als ein Motiv genannt worden, nicht mehr oder weniger häufig zum Buch zu greifen. Es werden vor allem Medien – zum Beispiel Serien – genutzt, die eine soziale Anschlusskommunikation ermöglichen.

Dem steht ein neuer Trend entgegen: „Slow Reading“. Langsames, intensives Lesen ist ein Phänomen, das aus Neuseeland und den USA, insbesondere US-amerikanischen Colleges und Universitäten, als neue Lesepraktik nach Europa exportiert wird. Man kann es als Reaktion auf die seit Jahrzehnten existierenden Überlegungen und Tipps zur Beschleunigung des Lesetempos bei gleichzeitig effizienter Erfassung komplexer Texte verstehen, man kann es aber auch als Reaktion auf das häppchenweise, oberflächliche und eher flüchtige Lesen verstehen, das bei der Nutzung von Online-Medien geradezu unvermeidlich scheint. Grundsätzlich geht es beim Slow Reading in erster Linie um das intensive, konzentrierte und entsprechend langsame Lesen literarischer Texte und ihr Verstehen.¹³ Mittlerweile sind etliche Bücher darüber erschienen, sowohl Analysen als auch praktische Handreichungen.¹⁴ Das Ziel der neuen Lesepraktik ist es, eine „vergessene Art des Lesens wieder aufleben zu lassen,

12 Vgl. Yvonne Niekrenz, *Lesen in der Wissens- und Mediengesellschaft*, in: Jörg F. Maas/Simone C. Ehmig (Hrsg.), *Zukunft des Lesens. Was bedeuten Generationswechsel, demographischer und technischer Wandel für das Lesen und den Lesebegriff?*, Mainz 2013, S. 33–36, hier S. 33.

13 Siehe Josefine Johanna Mohrhard, *Slow Reading. Der neue Lesetrend*, Mainz 2016.

14 Siehe zum Beispiel David Mikics, *Slow Reading in a Hurried Age*, Cambridge–London 2013; Thomas Newkirk, *The Art of Slow Reading*, Portsmouth 2012; John Miedema, *Slow Reading*, Duluth 2009.

„die Geschwindigkeit und Hektik des Alltags“ aus dem Leseprozess zu verbannen und dabei „zu mehr Verständnis des Gelesenen und mehr Spaß beim Lesen“¹⁵ zu kommen. Es geht mehr ums Reflektieren des Gelesenen als um das langsame Lesen. Die Wertschätzung dem Buch und der alten Kulturtechnik gegenüber wird beim Slow Reading mit dem Leseerlebnis verbunden, indem sich Leser zur gemeinsamen, stets schweigsamen Lektüre zusammenfinden, um sich ganz und gar auf das Buch und seinen Text einzulassen. Leseglück und Flow-Erlebnis sind erstrebenswerte Begleiterscheinungen der geistigen und lautlosen Versenkung ins Buch. Das Einüben dieser „neuen“, eigentlich alt bewährten, Lesepraktik ließe sich unproblematisch im heimischen Wohnzimmer verwirklichen, aber der soziale Effekt ist anscheinend wichtig, denn seit 2014 etwa werden immer mehr Slow Reading Clubs eingerichtet und Slow Reading Partys veranstaltet. Anstatt über das Gelesene wird hier jedoch über die Wertschätzung des Lesens an sich diskutiert, wodurch das Lesen wieder Mittel zu einer Anschlusskommunikation wird und soziales Integrationspotenzial entfaltet.

Je nach Lesemodus kann Lesen heute also einen unterschiedlich hohen Integrationsgrad besitzen. Hoch ist das soziale Integrationspotenzial, wenn Lesen erstens Ausdruck des Lebensstils ist und zum Habitus gehört oder zweitens ein Mittel zur Herausbildung der kulturellen und politischen Identität ist oder drittens der Partizipation am literarischen und politischen Diskurs dient. Eher gering ist sein soziales Integrationspotenzial, wenn Lesen lediglich kognitives Hilfsmittel ist, wenn es rein der Bewältigung des lebensweltlichen Alltags dient oder in erster Linie aus professioneller Erfordernis gelesen wird.

FAZIT

Im Vergleich mit anderen (audiovisuellen) Medien wird den schriftbasierten Medien wie dem Buch die Förderung der genannten Eigenschaften in der Persönlichkeitsbildung zuerkannt: Eigeninitiative statt passiver Konsum, umfassende Information statt punktuelle. Unterstützung in der Herausbildung seiner Persönlichkeit findet der Leser im Buch, denn Lesen ist probates

„Mittel der Welterfahrung“¹⁶ und konfrontiert den Bücherleser mit unterschiedlichen Verhaltensmustern und -modellen, die er in gradueller Abstufung ablehnen oder annehmen kann. Wir versetzen uns in sozial erwünschte Lebensmodelle und individuelle Eigenschaften oder grenzen uns gegen unerwünschte ab. Wir setzen uns ins Verhältnis zu anderen Lebensentwürfen, Ideen, Wertvorstellungen und Normen. Die Identifikationsmöglichkeit mit Figuren aus literarischen Texten, die Reflexion literarischer Weltdeutung und das Angebot, Lebensentwürfe, Konventionen und Werte zu überdenken, anzunehmen oder zu verwerfen, dienen unzweifelhaft der Persönlichkeitsentwicklung. In der pluralistischen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts gelten nach wie vor Leistungsanforderungen an das Individuum wie Toleranz, Selbst- und Fremdverantwortlichkeit, rationales Lösungsverhalten und geistige Offenheit, um ein sozial funktionierendes und anerkanntes Mitglied der Gesellschaft zu werden und zu bleiben. Lesen hilft dabei.

UTE SCHNEIDER

ist Professorin am Gutenberg-Institut für Weltliteratur und schriftorientierte Medien/Buchwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. uschneid@uni-mainz.de

¹⁵ Mohrhard (Anm. 13), S. 65.

¹⁶ Ruth Meyer, Lesen als Welterfahrung, in: Herbert G. Göpfert et al. (Hrsg.), Lesen und Leben, Frankfurt/M. 1975, S. 193–205.

HISTORISCHE AMBIVALENZEN DES LESENS

Erich Schön

Wir reden vom Lesen und denken dabei an literarisches Lesen, doch erst lange nach der Entstehung der Schrift begann man, sie auch für literarische Texte zu nutzen.⁰¹ Die historische Substanz ist also pragmatisches Lesen – von den babylonischen Tontafeln bis zur aktuellen Buchmarktstatistik, bei der die Sach- und Fachbücher gegenüber der Belletristik überwiegen. Bereits hier zeigt sich eine erste Ambivalenz des Lesens. Weitere werden in diesem Beitrag aufgezeigt.

ANFÄNGE DER SCHRIFTKULTUR

Wo immer man die Anfänge der Schriftkultur ansetzt,⁰² ob in den Zeichen der Vinča-Kultur im Donaauraum (etwa 5300–3500 v. Chr.); ob in Mesopotamien (symbolische Figürchen seit 5000 v. Chr., die Protokeilschrift ab 3200 v. Chr.) oder in ägyptischen Hieroglyphen (3. Jahrtausend v. Chr.): Überall deuten zumindest die erhaltenen Zeugnisse darauf hin, dass Schrift zunächst hauptsächlich administrative und ökonomische, manchmal auch religiöse Zwecke erfüllt hat, aber keine literarischen: Die Heroen der Zivilisation waren nicht die Sänger und Dichter, sondern der Finanzbeamte, der Steuerlisten führte; der Grundbuchbeamte, der den Verkauf eines Ackers notierte; der Notar, der ein Gerichtsurteil festhielt; der Logistiker, der Güterlisten führte oder Warenbegleitscheine ausstellte. In Babylon wurden ab 2700 v. Chr. Mythen und Hymnen aufgezeichnet. Aber für solche und andere literarische Texte diente Schriftlichkeit zunächst nur zur Archivierung, zur Unterstützung des Vortrags und zur Memorierung, später auch zur Konzeption.

PRIVILEG LESEN?

Weil es für die wenigsten Menschen eine gesellschaftliche Notwendigkeit war, lesen und schreiben zu können, beherrschten es zunächst nur

wenige: Im Ägypten des Alten Reiches (3. Jahrtausend v. Chr.) ungefähr 0,3 bis ein Prozent; im Neuen Reich (1570–715 v. Chr.) etwa fünf bis sieben Prozent. Es war die Kunst einer kleinen Gruppe von Priestern und professionellen Schreibern, oft Verwaltungsbeamte. In Mesopotamien war der Anteil derer, die schreiben konnten, sicher höher, da die Schrift hier nicht nur von der Verwaltung benutzt wurde, sondern auch von Kaufleuten. Aber handelte es sich deswegen um ein „Privileg“? Die „Kemit“, ein Kompendium für Schreibschüler aus dem Ägypten des Mittleren Reiches (etwa 2000–1700 v. Chr.), schließt mit einer Ermunterung für die Schüler: „Ein Schreiber auf irgendeinem Posten des Staates, der leidet dort keine Not.“⁰³ Schreiben war eine Spezialfähigkeit, eine berufliche Qualifikation (heute vielleicht vergleichbar mit den Kenntnissen eines IT-Spezialisten), die Voraussetzung für gehobene berufliche Positionen, aber nicht als solches der Oberschicht vorbehalten.

Die leichter lernbare griechische phonetische Schrift war schon im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. sozial allgemein verbreitet. Seit dem frühen 5. Jahrhundert v. Chr. konnte die Mehrheit der Bürger Athens lesen und schreiben, also etwa 25 Prozent der Gesamtbevölkerung. Aber auch dort, wo Schriftlichkeit üblich war, wie im hellenistischen Griechenland oder in der römischen Antike der späten Republik und der Kaiserzeit, fand die Rezeption von Literatur doch meist mündlich statt. Die quasi bildungsbürgerliche Aneignung der griechischen Kultur durch die Römer geschah sowohl in individueller Lektüre als auch durch Vorlesen-Lassen: Griechische Sklaven wurden als Vorleser eingesetzt; derjenige, der (vor-)lesen konnte, war damit in einer dienenden Rolle.

Das gilt für die gesamte ältere Geschichte des Lesens, für das Mittelalter bis weit in die Neuzeit, zumal im Mittelalter Lese- und Schreibfähigkeit (Literalität) gleichbedeutend war mit Geistlich-

keit und Lateinkenntnis, und es sich somit nicht um Qualitäten handelte, die adlige Herrscher und Oberschichten ausmachten. In der Neuzeit mag für Adlige weitgehend (nicht völlig) von Alphabetisierung auszugehen sein, aber bei aller adlig-höfischen Verhaltensstilisierung (die man historisch als eine Art „Bildung“ verstehen mag) war das, was wir heute mit „Bildung“ verbinden, nicht Teil des adligen Habitus. Es gab Ausnahmen, aber generell gilt dies bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts, als nach dem Ende der Wiederaufbauphase nach dem Dreißigjährigen Krieg allmählich auch Adlige in die absolutistischen Verwaltungen eintraten. Jedoch umfasste der adlige Habitus generell noch weit darüber hinaus, dass sich der Adlige gerade nicht qualifizieren musste, um Adliger zu sein, auch nicht durch Bildung, noch weniger durch eigene Lektüre.

ANFÄNGE DER LESEKULTUR

Das eigene Lesen von Texten und damit eine literarische Lesekultur beginnt um 700 v. Chr.; Hesiods episches Lehrgedicht „Werke und Tage“ war eines der ersten Beispiele. Aber erst im Hellenismus (326–30 v. Chr.) gibt es eine Kultur des individuellen Lesens. Erste allein Lesende finden wir auf einer Grabstele von der Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert sowie in Anspielungen in den Dramen von Aristophanes und Euripides. Aber Aristophanes macht sich noch über eine solche Rezeptionsweise lustig; in der hegemonialen, „legitimen Kultur“ (Pierre Bourdieu) ist sie noch nicht akzeptiert.

Das stets problematische Verhältnis des individuellen Lesens zur legitimen Kultur führt dazu, dass Lesen bald Gegenstand von Diskussionen und der Regulation durch Lesepropädeutiken ist. Ein frühes Beispiel ist Plutarchs (um 46 bis um 125 n. Chr.) Schrift „Auf welche Art es sein muss, dass ein junger Mensch die Dichtungen hört“. Diese Regulationsbemühungen verdeutlichen die „gefährlichen“ Aspekte einer

01 Vgl. Erich Schön, Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800, Stuttgart 1987; ders., Geschichte des Lesens, in: Bodo Franzmann et al. (Hrsg.), Handbuch Lesen, München 1999, S. 1–85.

02 Vgl. Peter Stein, Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens, Darmstadt 2006.

03 Zit. nach Uwe Jochum, Bücher. Vom Papyrus zum E-Book, Darmstadt 2015, S. 35.

Emanzipation des Lesers oder der Leserin aus der sozialen Situation des gemeinsamen Rezipierens: Individuelles Lesen bedeutet eine Rezeption, die nicht mehr sozial kontrolliert ist, sodass leicht soziokulturell abweichendes, missbilligtes Lesen entstehen kann. Wer individuell liest, entzieht sich sozialer Kontrolle. Darin liegt eine weitere Ambivalenz: Einerseits kann sich durch „falsche“ Lektüre sozial unerwünschtes Verhalten ausbilden; andererseits entsteht so Individualität durch den Erwerb eines individuellen Erfahrungshintergrundes.

Mit dem individuellen Lesen wird auch die Qualität des Lesens selbst, das Leseerlebnis, problematisch: Lesen war in der Antike selten ein intimes Erleben nach heutiger Vorstellung. Lesen, jedenfalls literarisches, war auch als Lesen „für sich“ mehr oder weniger artikuliertes lautes Lesen. Wenn es nicht pragmatischen oder wissenschaftlichen, sondern diätetischen oder ästhetischen Zwecken diente, geschah das Lesen in der Antike mit lauter Stimme (*alta voce*); diese Gewohnheit dauerte auch im Mittelalter und für bestimmte Gattungen (Lyrik, Dramen) beziehungsweise Gelegenheiten bis in die Neuzeit an. Prosa hingegen wurde schon früh, Romane wohl von Anfang an stumm gelesen. Literarische Texte nicht nur „mit den Augen“, sondern laut lesen zu können, galt als höhere literarische Rezeptionskompetenz und damit als Voraussetzung für das volle sinnliche Leseerlebnis. So heißt es in Lukians Pamphlet gegen den „ungebildeten Büchernarren“: „Freilich hast du das vor dem Blinden voraus, dass du in deine Bücher hineinguckst und das, bei Gott, sattsam, und einiges liest, aber so schnell, dass die Augen den Lippen immer zuvorlaufen. Aber das ist mir noch nicht genug, und ich werde dir nie zugeben, dass du ein Buch gelesen habest oder lesen könntest.“

MITTELALTER: DAS LESEN DER MÖNCHE

Was als „richtiges Lesen“ gilt, unterliegt freilich historischem Wandel. In der Praxis des Klosterlebens spielte das laute Lesen eine wichtige Rolle, nicht jedoch bei pragmatischer und wissenschaftlicher Lektüre.⁰⁴

04 Vgl. Erich Schön, Lineares und nicht-lineares Lesen, in: Waltraud Wende (Hrsg.), Über den Umgang mit der Schrift, Würzburg 2002, S. 78–99.

Beim monastischen Lesen (Ende 8. Jahrhundert–12. Jahrhundert) sprach der lesende Mönch die Worte mehr oder weniger artikuliert vor sich hin, entsprechend war dies ein „Lesen mit dem Ohr“. Dieser *lectio divina* kam es weniger auf das kognitive Verstehen des Textes an als vielmehr darauf, sich der Autorität des Textes auszuliefern. Der Zisterzienser Arnulf von Bohéries gibt in seiner Schrift „Speculum monachorum“ Anfang des 13. Jahrhunderts die Anweisung: „Wenn der Mönch liest, soll er den Geschmack des Textes auskosten und nicht Wissen zu erlangen versuchen.“ Lautes Lesen ist eine das Verstehen, die *ratio* ausschaltende oder doch zurückdrängende Rezeptionsform. Das heißt: Man konnte stumm lesen und hat es bei anderer Gelegenheit auch getan. Aber nicht um Sinnverstehen oder eigenes Mitdenken geht es; das Denken soll gerade ausgeschaltet werden. Lautes Lesen steigert das Rezeptionserlebnis, erhöht seine sinnliche Kraft.

In der Schriftkultur der Scholastik (12.–14. Jahrhundert) änderte sich das Verhältnis zwischen Autor und Text: Während die Autoren vorher diktiert hatten, schrieben sie nun selbst. So bekamen sie ein anderes Verhältnis zum geschriebenen Text, zur zu lesenden Seite; es entstanden Lesehilfen wie Satzzeichen, Gliederungen oder Anmerkungen. Dadurch wurde das Lesen zu einem stummen „Lesen mit dem Auge“. Aber das gilt nur für das professionelle Lesen von Mönchen und später Gelehrten. Das laute Lesen als Moment der „legitimen Kultur“ reicht bis in die Zeit der Aufklärung – und dass es in ihrem Zusammenhang endete, ist selbst ein Aspekt von Aufklärung.

So zeigt sich erneut eine Ambivalenz: Einerseits mag es ein Gewinn sein, dass eine bestimmte Form des Lesens verschwindet, der es nicht um Verstehen, sondern um den „Geschmack“ des Textes ging, denn mit ihr verschwindet auch ein Tun, in dem der Leser sich seiner selbst entäußert; ein Tun, das nicht das eigene ist, sondern sich bewegt in der Matrix des Vor-Geschriebenen. Aufklärung ist markiert durch Immanuel Kants *Maxime* „jederzeit selbst zu denken“, und wer sich der Autorität eines Textes nicht ausliefern will, muss sich zunächst seiner Suggestion entziehen, was durch stilles Lesen erleichtert wird. Andererseits ist die Voraussetzung für einen solchen Gewinn an kognitivem Verstehen der Verlust des Körpers als Medium der Texterfahrung, der

Verlust der Sinnlichkeit des Leseerlebnisses. Hier zeigt sich in der Lesegegeschichte die Dialektik der Aufklärung.

GUTENBERG UND DIE FOLGEN

Erst durch die Erfindung des Buchdrucks waren die Voraussetzungen für die Karriere des Buches als Massenmedium gegeben. Jedoch hatte es in den Jahrzehnten zuvor bereits eine erhebliche Steigerung der Handschriftenproduktion in klösterlichen wie in weltlichen kommerziellen Schreibstuben gegeben. So war die Erfindung des Buchdrucks um 1445/50 durch Johannes Gutenberg⁰⁵ auch die Folge einer immer stärkeren Nachfrage nach Büchern. Treibende Kraft war weniger die Produktions- als die Leserseite. So druckte Gutenberg zunächst das, was schon in der Manuskriptkultur kommerziell erfolgreich gewesen war: Schulbücher,⁰⁶ Flugblätter, Ablassbriefe und Beichtbestätigungen. Erst später folgten Messbücher, dann Psalter und Bibeln.

Sozial blieb das Publikum des Buchdrucks noch für lange Zeit dasselbe, das auch das der handgeschriebenen Bücher gewesen war. Seit den 1520er Jahren erreichten die Flugschriften der Reformation zwar erweiterte Kreise, letztere waren aber nicht als Folge des Buchdrucks alphabetisiert worden. Sie hatten lesen und schreiben bereits in „deutschen Schulen“ gelernt, wo die Schüler nicht, wie bisher üblich, erst Latein lernen mussten. Zu Beginn der Reformation konnten in Deutschland 10 bis 30 Prozent der städtischen Bevölkerung lesen, mithin auch der „gemeine Mann“ – und diese Menschen verlangten Lesestoff. Erst auf längere Sicht sank durch den Letternruck die ökonomisch-soziale Schwelle dafür, von Lesestoff erreicht zu werden.

Eine der zentralen Intentionen Gutenbergs war, sieht man von der ökonomischen ab, im Sinne und im Interesse der Kirche einheitliche, standardisierte Messbücher und andere kirchliche Schriften herzustellen – es hält sich die Vermutung, der spätere Kardinal Nikolaus von Kues habe ihm den kirchlichen Wunsch vermittelt. Dies sollte Abschreibefehler, vor allem aber be-

⁰⁵ Vgl. Albert Kapr, *Johannes Gutenberg*, Leipzig–Jena–Berlin 1988.

⁰⁶ Insb. sogenannte Donate, lateinische Sprachlehren, benannt nach Aelius Donatus.

wusste Veränderungen durch „Ketzer“ verhindern. Dennoch trug – fast paradox – gerade seine Erfindung wesentlich zum Erfolg der Reformation bei.

Zu Gutenbergs Zeit wären theoretisch etwa 5000 Werke deutscher Literatur für den Druck verfügbar gewesen. In den ersten 50 bis 60 Jahren wurden davon aber nur höchstens zehn Prozent gedruckt. Was in der folgenden Zeit nicht sofort gedruckt wurde, das fiel aus dem kulturellen Diskurs, aus der Tradition heraus und war inexistent für Jahrhunderte, oft verloren für immer. Eine ähnliche Selektion beim Übergang in ein neues Medium hatte es auch beim Übergang vom Papyrus zum Pergament gegeben.

VON DER AUTORITÄT ZUR EMPATHIE

Merkmal der meisten Formen des Lesens bis ins 18. Jahrhundert war es, exemplarisches Lesen zu sein: Es war gesteuert von einem stofflichen Interesse; die Handlung des Buches galt als übertragbar, seine „Lehre“ oder „Moral“ als in der Lebenspraxis anwendbar. Das galt für religiöse Lektüre ebenso wie für Romane, für die Barockpoesie ebenso wie für die an der Vermittlung nützlicher Kenntnisse und praktischer Lebensklugheit orientierte Literatur der Aufklärung. Exemplarisches Lesen wandte die Rezeptionsmuster der Erbauung und der Belehrung an; Ergebnis war eine vom Text als „Lehre“ unmittelbar angegebene oder doch aussprechbare handlungslenkende Nutzenanwendung.

Die Funktion dieser Lesepraxis wird beim Vorlesen deutlich. Es findet in einer sozialen Gruppe statt, in der bereits Beziehungen zwischen den Beteiligten bestehen; aber das Vorlesen selbst schafft auch ein bestimmtes Verhältnis zwischen ihnen. In der Situation des autoritativen Vorlesens war es der Hausvater, der seiner Frau oder seiner Familie aus der Bibel oder einer erbaulichen oder belehrenden Schrift vorlas oder dies an ältere Kinder delegierte. An der Entfaltung des Modells war der Protestantismus beteiligt; es ist aber nicht nur im religiösen Umkreis zu finden. Der protestantische Theologe Christoph August Heumann gibt 1714 Ratschläge zur Einrichtung der Ehe: „Nun hast du eine Frau am Halse. Was sind nun vor Regeln/so man in Führung des Ehestandes zu beobachten hat? Vor allen Dingen muß man die Liebe feste zu machen

trachten/welches am besten geschehen kan/wenn man die Liebe Gottes zum Grunde leget. Dahero soll ein Mann nicht nur öftters Gelegenheit nehmen/mit seiner Frauen vernünfftige und Gottselige Discourse zu führen/sondern auch mit ihr beten/und in der heiligen Schrift und andern erbaulichen Büchern lesen. Denn hierdurch wird er so wohl seine Autorität beständig erhalten/als auch verursachen, daß die Frau alle Pflichten gegen ihren Mann rechtschaffen und redlich in acht nimmet.“⁰⁷

Der Hausvater verstärkt seine Autorität, indem aus seinem Mund die Heilige Schrift spricht; andererseits bekommt das Gelesene durch seine Autorität zusätzliches Gewicht. Das Buch partizipiert an seiner Autorität – und er an der des Buches. Der Habitus des exemplarischen Lesens überträgt dieses autoritative Verhältnis aber auch auf nicht-religiöse Texte.

Das ändert sich im 18. Jahrhundert. Die Aufklärung, und innerhalb dieser die Empfindsamkeit, entwickelt neben dem individuellen, intimen Lesen auch ein anderes soziales Rezeptionsmuster: die Lektüre im Rahmen bürgerlicher Geselligkeit. Hier gibt es keinen (in der Regel männlichen) autoritativen Vorleser mehr, und schon deshalb kann die Aussage des Gelesenen nicht in eine autoritative Interaktion einbezogen werden.

Typischer Gegenstand, genderdifferenziert für die Frauen, sind die neuen Romane; Rezeptionsmuster ist nun nicht mehr Erbauung oder Belehrung, sondern Identifikation mit den Protagonisten. Der spielerische Umgang mit fremden Charakteren, das fantasiehafte, aber kontrollierte Übernehmen und Wiederablegen fremder Rollen ist ein Einüben von Empathie. Empathie aber ist eine, wenn nicht die zentrale soziale Interaktionskompetenz der Moderne. Die „Verweiblichung“ des literarischen Lesens im 18. Jahrhundert fällt damit zusammen.⁰⁸ Romanlektüre wird für die von der Erwerbsarbeit ausgeschlossenen Frauen nicht nur zum Ersatz für geringe reale Handlungsmöglichkeiten, sondern auch zu einem Übungsfeld für Empathie, eine wichtige Kompetenz für (vor allem familiäre) Beziehungsarbeit.

⁰⁷ Christoph August Heumann, *Der politische Philosophus*, d.i. vernunftmäßige Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben, Frankfurt/M.–Leipzig 1714, S. 59.

⁰⁸ Vgl. Erich Schön, *Vorlesen, Literatur und Autorität im 18. Jahrhundert. Zum Wandel von Interaktionsstrukturen im Umgang mit Literatur*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.), *Histoires du livre. Nouvelles orientations*, Paris 1995, S. 199–224.

Männer hingegen lesen Zeitungen sowie Fach- und Sachbücher.

Die Empfindsamkeit war somit keine Gegenbewegung zur Aufklärung, sondern deren Anwendung auf den affektiven Bereich; Empathie sozusagen eine auf das Gegenüber angewandte Introspektion – oder Introspektion eine auf sich selbst angewandte Empathie, ganz im Sinne der Maxime „Erkenne dich selbst“. Von der weiblichen Variante der Aufklärung zu sprechen, ist alles andere als abwertend.

Allerdings war die deutsche Aufklärung nicht zuerst ein Phänomen der Geistesgeschichte, sondern der praktischen Mentalität. Die Literaturgeschichte betont gerne die Zunahme der fiktionalen Literatur, weil sie so der Literatur eine aufklärerische Funktion andichten und ihren Gegenstand aufwerten kann. Eindrucksvoller als die „Lese-Revolution“ bei der Belletristik war aber die bei der Sach- und Fachliteratur: Zwar stieg den Katalogen der Leipziger Buchmesse zufolge zwischen 1740 und 1800 in Deutschland die Titelzahl der „Schönen Künste und Wissenschaften“ im Verhältnis 1:12,5. Aber allein die Rubrik „Landwirtschaft, Gewerbe etc.“ stieg im Verhältnis 1:27.

Zwar galt auch in Frankreich die „Enzyklopädie“ als Zentralorgan der Aufklärung. Doch während Frankreich das Land der programmatischen Theoretiker der Aufklärung war, interessierte die (männlichen) Leser in Deutschland angesichts immer noch andauernder epidemischer Hungersnöte mehr die Verbesserung der Landwirtschaft oder die Bekämpfung der Pocken. Dazu passt, dass in Frankreich Bücher das Medium der Aufklärung waren, in Deutschland Zeitungen und Journale.

Dennoch etablierte literarisches Lesen sich im 18. Jahrhundert als Ort der Einübung von Empathie – bei den bürgerlichen Leserinnen. Doch diese gesellschaftliche Errungenschaft ist heute in Gefahr, falls die damals entstandene Lesekultur (die im Übrigen nicht an das Medium Buch gebunden ist) verloren ginge: Der wachsenden Wissenskluft auf informatorischem Gebiet würde dann eine Kluft in den sozial-interaktiven Kompetenzen entsprechen. Die eine beeinträchtigt die Fähigkeit zur demokratischen Partizipation; die andere unsere gesamte gesellschaftliche Kultur.

Wieder zeigen sich mehrere Ambivalenzen der historischen Entwicklung: zum einen die Ambivalenz zwischen männlichem und weib-

chem Leseverhalten. Zum anderen ermöglicht die Tatsache, dass die Lektüre nicht mehr verbunden ist mit der Etablierung und Festigung von Autorität, einerseits, dass sie neue Funktionen übernimmt und zur Emanzipation von Autorität und damit zur Individualisierung beiträgt. Andererseits nimmt dies dem Gelesenen seine Wirkungsmacht: Literatur verliert ihre Verbindlichkeit, wird beliebig.

KLASSIK UND BILDUNGSBÜRGERTUM

Die Lesekultur des 19. Jahrhunderts ist bestimmt von der kulturellen Formation des Bildungsbürgertums. Für dieses ist – neben seiner Prägung durch den Protestantismus – eine ideologisch überhöhte Genderdifferenz charakteristisch. Die geistige Grundlage hierfür wird in der Klassik gelegt.⁰⁹

Seit Jean-Jacques Rousseau die durch die Gesellschaft verursachte Entfremdung des Menschen von der Natur konstatiert hatte, drehten sich die Diskussionen im 18. Jahrhundert um die Frage der Aufhebung dieser Entfremdung. Rousseau selbst hatte die Lösung dieses Problems in einer Rückkehr zur Natur gesehen; die Französische Revolution versuchte es durch die Veränderung der Gesellschaft. Auch der Bildungsbegriff der deutschen Aufklärung (zum Beispiel bei Moses Mendelssohn) war auf „Verbesserung“ der Gesellschaft gerichtet. Für Kant hingegen stand nicht mehr die Gesellschaft, sondern der Einzelne im Fokus, dessen „Denkungsart“ sich ändern müsse.¹⁰ Im Sinne Kants – und der Terreur der Französischen Revolution unter Robespierre bestätigte ihn in dieser Sicht – lehnte Friedrich Schiller jegliche Reform oder Revolution des Staatswesens ohne vorherige individuelle Veränderung ab und postulierte: Erst die Aufhebung der Entfremdung im Individuum, dann Veränderung der Gesellschaft.¹¹ Die Entfremdung sei nicht durch Veränderung der Gesellschaft, sondern in individueller Vervollkommnung aufzuheben. Dieses

⁰⁹ Vgl. Karl Robert Mandelkow, Die bürgerliche Bildung in der Rezeptionsgeschichte der deutschen Klassik, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen, Stuttgart 1990, S. 181–196.

¹⁰ Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung, 1784.

¹¹ Vgl. Friedrich Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, o. O. 1793.

Ideal, so Schiller, sei nur im Medium der Kunst zu erreichen, nicht in der Realität.¹² Aus dem Geschichtsmodell und der anthropologischen Gendertypologie, die sich daraus ableitet, ergibt sich laut Wilhelm von Humboldt eine größere Nähe von Frauen zur Natur, weshalb sie weniger entfremdet (gesellschaftlich „ver-bildet“) seien und somit nicht den männlichen Umweg über die Gesellschaft/Bildung gehen müssten, um dem Ideal näher zu kommen. Humboldt beantwortet die Frage, wie der Mensch in Überwindung der Entzweiung zu einem Ganzen werden kann, anders als Schiller, durch Bildung nämlich. Das heißt für Humboldt: Wenn eine Frau durch Bildung für das gesellschaftliche Leben kompetent gemacht wird, verliert sie ihre natürliche Fähigkeit, ohne Reflexion das Richtige zu tun. Während Männer den Weg zum Ideal über den Umweg der Bildung gehen müssten, seien „die Weiber eigentlich dem Ideale der Menschheit näher, als der Mann; und wenn es nicht unwahr ist, dass sie es seltner erreichen, als er; so ist es vielleicht nur, weil es überall schwerer ist, den unmittelbaren steilen Pfad, als den Umweg zu gehen.“¹³

Die schulorganisatorische Umsetzung dieser Ideologeme im 19. Jahrhundert hatte überaus konkrete Konsequenzen für Mentalität und Ideologie des 19. Jahrhunderts und damit für die bildungsbürgerliche Lesekultur.¹⁴ Die Männer sind gebildet, Ausweis dafür ist das Abitur am humanistischen Gymnasium. Und gebildet ist, wer in der Schule Homer im Original gelesen hat, nicht, wer das womöglich als Erwachsener in seiner Freizeit tut.

Für die Frauen ist die Situation anders: Wenn sie ohnehin dem Ideal der Menschheit näher sind als die Männer, dann brauchen sie keine Bildung, um die Entfremdung aufzuheben, dann brauchen sie nicht Altgriechisch zu lernen, dann braucht man überhaupt keine höheren Mädchenschulen. Aber es gehört zu ihrer Aufgabe, diese Bildung zu repräsentieren, genauer: durch ihr Verhalten bürgerliche Identität als „gebildet“ herzustellen und zu sichern, Identitätsarbeit zu leisten. Deshalb wird für sie Lesen akzeptiert und

¹² Vgl. ders., Über naive und sentimentalische Dichtung, 1795/96.

¹³ Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, 1851 (1792).

¹⁴ Vgl. Erich Schön, „Lesekultur“ – Einige historische Klärungen, in: Cornelia Rosebrock (Hrsg.), Lesen im Medienzeitalter, Weinheim–München 1995, S. 137–164.

– weil statusfunktional – sogar gefördert, soweit es sich den Normen des Bildungsbegriffs unterwirft (oder: soweit es mit dem Bildungsstatus des Mannes konform ist). Für die Praxis ihres Lesens hat dies die bekannte Zwiespältigkeit zur Folge: die ungelesenen „Prachtschinken“ im Salon, die zerlesenen Leihbibliotheksbände im Hinterzimmer. Louise Otto, Mitbegründerin der deutschen Frauenbewegung, bringt die Ambivalenz des weiblichen Lesens auf den Punkt: „Mögen die Männer [...] ihren öffentlichen Zusammenkünften nachgehen; die Frauen des Hauses bleiben daheim und finden bei einem interessanten Roman reiche Entschädigung für eine auswärtige, höchst zweifelhafte Unterhaltung. Man liest abwechselnd vor und die Nichtlesenden sind unterdem noch mit allerhand Nadelarbeiten beschäftigt, und so verschwinden die Abendstunden ebenso angenehm als nützlich. – Die Gattin, im Studierzimmer des noch abendlich arbeitenden Gatten, wird am wenigsten Gefahr laufen, ihn bei seiner Arbeit zu stören, wenn sie selbst in ein Buch vertieft ist, [...] Schon darum also sollte man die weibliche Neigung zum Lesen begünstigen und stärken, weil Tausende von Frauen kein anderes Mittel zur Unterhaltung, noch mehr zur Erhebung und Erbauung haben als dieses. Es gewährt ihnen Ersatz für viele Entbehrungen, bewahrt sie nicht allein vor Langeweile, sondern auch vor allen Launen und Grillen, die durch den Mangel an Beschäftigung, wie an geistiger Nahrung so leicht entstehen.“¹⁵

Zu ihrer Identitätsarbeit gehörte, Agentinnen der Lese- und literarischen Sozialisation zu sein – für Söhne bis zum Eintritt in das institutionelle Bildungssystem, für Töchter bis zu deren Verheiratung; vom Vorlesen für die Kleinen bis zur Regulation der Lektüre der halberwachsenen Töchter: Die Frauen wurden zu „Kulturträgerinnen“, ohne im System des 19. Jahrhunderts jemals „gebildet“ sein zu können.

„WISSEN IST MACHT“?

In der Genderdifferenz zeigt sich die Ambivalenz der bildungsbürgerlichen Lesekultur, mehr noch an ihrem Gegenpol, der Kultur der Arbeiterbewegung. Das sozialdemokratische Bildungsverständnis brachte einer der Gründerväter der SPD,

¹⁵ Louise Otto, Der Genius des Hauses. Eine Gabe für Mädchen und Frauen, Wien–Pest–Leipzig 1869, S. 114, S. 116.

Wilhelm Liebknecht, 1872 auf die Formel „Bildung macht frei“ und „Wissen ist Macht – Macht ist Wissen“.¹⁶ Das reflektierte die konkrete Funktion der bürgerlichen Bildung: Das Abitur war als Bildungspatent Zugangsvoraussetzung wie Zugangsgarantie für öffentlich kontrollierte Ämter, für eine Beamtenlaufbahn und damit für einen eventuellen sozialen Aufstieg. Proletarische Autodidakten, die statt des Bildungspatents Abitur dessen Inhalte ernst genommen hatten, wurden bitter enttäuscht. Die Arbeiterbewegung glaubte, das Bildungswissen sei ein Herrschaftsinstrument, das es sich anzueignen gelte; tatsächlich war es aber nur dessen Camouflage.

Zentral für die Bildungsaktivitäten der Arbeiterbewegung waren ihre Bibliotheken. Die Auswertung der Bestands- und Ausleihstatistiken zeigt aber, dass die Arbeiter vor allem Unterhaltungsliteratur ausliehen und auch nach Goethe, Schiller und Lessing griffen. Die Sozialdemokratie entwickelte zwar im Anspruch, aber weder in der Theorie noch in der Praxis des Lesens in der Arbeiterschaft generell eine eigenständige Kultur, sondern glich sich der bildungsbürgerlichen Kultur an und übernahm deren Bildungsnormen.¹⁷ Freilich war, wie überhaupt für die im 19. Jahrhundert neuen Leserschichten, für die Arbeiterbewegung, und zwar bis um die Mitte des 20. Jahrhunderts, nicht das Buch, sondern die Zeitung das wichtigere Medium.

NATIONALSOZIALISMUS

Wenn das vorrangige Ziel nicht die Verbesserung der Gesellschaft ist, sondern eine Vervollkommnung des Individuums, dann folgt daraus ein Rückzug ins Private und politische Abstinenz: Das Bildungsbürgertum hatte dem Wilhelminismus ebenso wenig entgegenzusetzen wie dem Nationalsozialismus.

Einerseits war das Regime von seiner Ideologie her explizit bildungs- und lesefeindlich. Die reale Umsetzung aber war ambivalent. Ein Beispiel, von dem wir bis heute profitieren, ist der Umgang

mit Bibliotheken: Die Nationalsozialisten wollten die „sozialistischen“ Gewerkschaftsbibliotheken schließen, ebenso die kirchlichen Bibliotheken, die überwiegend katholisch waren und zum Borromäusverein gehörten. Damit nahmen sie aber den Menschen eine Unterhaltungsquelle. Der Ausweg war, dass sie „eigene“ öffentliche Bibliotheken gründeten beziehungsweise die Kommunen forcierten, dies zu tun, da es in den meisten Städten noch keine gab. Als Grundstock für diese Bibliotheken nahmen sie die beschlagnahmten und „gereinigten“ Bestände der Borromäusbibliotheken und zum Teil sogar der Gewerkschaftsbibliotheken. So wurden von 1937 bis 1940 überall „von oben“ organisiert Stadtbibliotheken gegründet: Die meisten der heutigen Stadtbibliotheken in Deutschland sind auf diese Weise entstanden.

In der Hitlerjugend spielte Lesen kaum eine Rolle, obwohl gelegentlich gemeinsam(!) gelesen wurde. Hauptsächlich wurde aber im Sinne des nationalsozialistischen Erziehungsideals körperlicher Ertüchtigung gegen das Lesen gearbeitet, Leser waren „Bücherwürmer“ und „Stubenhocker“. Das angestrebte Gemeinschaftserlebnis ließ sich eher mit Geländespielen erreichen. Aber auch in den oppositionellen Jugendgruppen spielte Lesen keine große Rolle. Auch hier war die Stiftung von Gruppenidentität nötig; das ging besser zum Beispiel über das gemeinsame Hören verbotener Jazz-Musik.

Andererseits stand an der Spitze des Regimes ein extensiver wie intensiver Leser, der maßlos Sachbücher und triviale Unterhaltungsliteratur verschlang, mit besonderer Begeisterung für Karl May. „Bildungsliteratur“ und die Literatur der Moderne lehnte der Autodidakt Hitler ausdrücklich ab. Der Germanist Werner Graf zeigt, dass der Leser Hitler, der zeit seines Lebens Jugendbücher las, im Modus der Jugendlektüre, in Gegenstand wie in der Qualität des Lesens auf Pubertäts- oder sogar Vor-Pubertäts-Niveau verblieb und den Modus seiner Unterhaltungslektüre auch auf seine Sachbuchrezeption übertrug. Ein solches Negativbeispiel zeigt die biografische Ambivalenz inkompetenten Lesens, das die psychische Entwicklung sogar behindern kann.¹⁸ Es

¹⁶ Wilhelm Liebknecht, *Wissen ist Macht – Macht ist Wissen*. Vortrag, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdner Arbeiterbildungsvereins am 5. Februar 1872 und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungsvereins am 24. Februar 1872.

¹⁷ Vgl. Hans-Josef Steinberg, *Lesegewohnheiten deutscher Arbeiter*, in: Peter von Rügen/Gerhard Baier (Hrsg.), *Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1848–1918*, Frankfurt/M.–Wien–Zürich 1979, S. 261–280.

¹⁸ Vgl. Werner Graf, *Adolf Hitler begegnet Karl May. Zur Lektürebiografie des „Führers“*, Baltmannsweiler 2012, insb. S. 108–113; ders., *Lesen und Biographie. Eine empirische Fallstudie zur Lektüre der Hitlerjugendgeneration*, Tübingen–Basel 1997; Christian Adam, *Lesen unter Hitler*, Berlin 2010.

zeigt auch eine literaturdidaktische Konsequenz auf: Dafür, dass Lesen seine positiven Potenzen entfalten kann, ist es eine notwendige (wenn gleich nicht hinreichende) Bedingung, dass es mit angemessener Qualität, Qualifikation und literarischer Kompetenz geschieht. Das setzt eine erfolgreiche, lesepädagogisch begleitete lesebiografische Entwicklung voraus.

BUNDESREPUBLIK UND DDR

Die Situation nach 1945 ist geprägt von der Systemkonkurrenz zwischen Bundesrepublik und DDR. Im Westen holte man die Rezeption der modernen angelsächsischen Literatur nach.¹⁹ In den 1950er Jahren gab es eine vorübergehende Renaissance des Bildungsbürgertums, aber die gesellschaftlichen Veränderungen der 1960er und 1970er Jahre betrafen dann auch die Kultur: Buchklubs und das Taschenbuch demokratisierten das Lesen. Mit der Emanzipation des Lesens vom humanistischen Bildungsbegriff seither, mit dem Rückgang des Prestiges von Lesen, Belesenheit und Buchbesitz, verlor es seine bildungsbürgerliche Aura, seinen „Wert an sich“, und ist heute von einem pragmatischen „Nutzungsverhältnis“ bestimmt.

Die Bezeichnung „Leseland DDR“ war eine Selbst-Mystifizierung: Die Buchlektüre war nicht umfangreicher als in vergleichbaren Ländern.²⁰ Es gab weniger Nichtbuchleser, mehr Weniger- oder Durchschnittsleser und weniger Vielleser. Man las mehr Belletristik als in der Bundesrepublik, wo man mehr Fach- und Sachbücher las als in der DDR. Die Genderdifferenzen waren kleiner, ebenso die Bildungsdifferenzen: In der Bundesrepublik lasen Abiturienten sechsmal so viele Bücher wie Hauptschüler, in der DDR nur dreimal so viele. Ost-Abiturienten lasen weniger als

westdeutsche, aber ostdeutsche Hauptschüler mehr als westdeutsche.²¹ Der Anspruch, die gesellschaftlichen Differenzen zu verringern, war für das Lesen eingelöst.

Eine bildungsbürgerliche Einstellung zum Lesen hielt sich in der DDR länger als in der Bundesrepublik: Einer größeren Wertschätzung „höherer“ Literatur (das „Erbe“) entsprachen traditionellere Leseweisen, etwa das Zu-Ende-Lesen angefangener Bücher, ohne etwas auszulassen – im Gegensatz zur selektiveren Buchnutzung im Westen. Hier wirkte die an der bürgerlichen Kultur orientierte Arbeiterbildungsbewegung des 19. Jahrhunderts nach.²²

In der DDR erschien nur eine geringe Anzahl von Titeln; begründet wurde das mit Papiermangel. Aber die durchschnittliche Auflage der Bücher war deutlich höher als in der Bundesrepublik. Das Titelangebot war auf ideologisch sanktionierte Literatur eingeschränkt, die dafür in hohen Auflagen erschien. Die Folge war, dass interessante Neuerscheinungen von allen gelesen wurden und man sich mit anderen, etwa am Arbeitsplatz, darüber austauschen konnte, was in der „pluralistischen“ Bundesrepublik fast nie möglich war.

Heute sind diese Differenzen verschwunden; am längsten waren Spuren davon bei den Jahrgängen von 1945 bis 1960/65 zu finden, die voll in der DDR sozialisiert worden waren.²³

FAZIT

Diese kleine Geschichte des Lesens zeigt, dass es stets von Ambivalenzen geprägt war. Unser heutiges Bild von früheren Situationen unterscheidet sich von ihrer historischen Realität; zudem zeigen sich diese selbst oft als in sich widersprüchlich: Es gab Unterschiede zwischen sozialen Gruppen; Entwicklungen wie etwa die Herausbildung des individuellen, stummen Lesens, die gleichzeitig Gewinn und Verlust mit sich brachten; und es gab Entwicklungen und Ergebnisse, die nicht intendiert worden waren. Und immer wieder gab es Widersprüche im Verhalten der Leserinnen und Leser oder zwischen Einzelnen und Gesellschaft.

ERICH SCHÖN

ist Professor i. R. für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Universität zu Köln.
eschoen@uni-koeln.de

¹⁹ Vgl. Hans Altenhein, Buchproduktion und Leseinteressen in Westdeutschland seit 1945, in: APuZ 13/1998, S. 13–19.

²⁰ Vgl. Dietrich Löffler, Lektüren im „Leseland“ vor und nach der Wende, in: APuZ 13/1998, S. 20–30.

²¹ Vgl. Ursula E. E. Köhler, Lesekultur in beiden deutschen Staaten, Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels, Teil 1: LXIV (März 1990), Teil 2: LXV (Juni 1990).

²² Vgl. ebd., S. 2547, 2571 ff.

²³ Vgl. Stiftung Lesen (Hrsg.), Leseverhalten in Deutschland 1992/93. Repräsentativstudie zum Lese- und Medienverhalten der erwachsenen Bevölkerung im vereinigten Deutschland, Mainz 1993.

LESEKOMPETENZ UND LESEBEGRIFF

Simone C. Ehmig

Wer sich mit dem Lesen beschäftigt, hat es mit einem vielschichtigen Phänomen zu tun. Der Begriff beschreibt zunächst einen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozess. Laut Duden bedeutet Lesen, dass Menschen „etwas Geschriebenes, einen Text mit den Augen und dem Verstand erfassen“. Doch geht die Bedeutung weit über die technische Ebene hinaus: So verweist die Formulierung „Lesen als Totalphänomen“ des Soziologen Marcel Mauss und des Kommunikationswissenschaftlers Ulrich Saxer auf die grundlegende Bedeutung des Lesens als „eine der wichtigsten traditionellen Kulturtechniken“ und als „die wesentliche Voraussetzung für die kulturelle Entwicklung des Menschen und die Formierung von Gesellschaften“.⁰¹

Als eine notwendige Bedingung für das Lesen wird bis heute die Erfindung des Schriftsatzes mit beweglichen Lettern gesehen, der die schnelle, weil variable Herstellung von Druckvorlagen ermöglichte, mit denen Texte in hoher Auflage für eine weite Verbreitung in der Bevölkerung hergestellt werden konnten. Welch hohe Bedeutung dieser Entwicklung bis heute beigemessen wird, zeigt sowohl der symbolische Umgang mit Johannes Gutenberg, der 1998 von US-amerikanischen Journalisten als „Man of the Millennium“ ausgezeichnet wurde und dessen 550. Todestag 2018 mit zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen begangen wurde, als auch der Status des Buches als zentrales Leitmedium bis heute. Seine Bedeutung hob die UNESCO im Jahr 1995 mit der Definition eines „Welttags des Buches und des Urheberrechts“ hervor, der seither am 23. April begangen wird.

Einer zweiten notwendigen Bedingung widmete die UNESCO schon 1965 einen eigenen Gedenktag, als sie den 8. September zum Weltalphabetisierungstag erklärte. Er sensibilisiert jährlich dafür, dass Lese- und Schreibkompetenzen, die die Nutzung von Büchern und anderen Lesemedien überhaupt erst ermöglichen, auch in unserer Zeit und in Gesellschaften mit hoch entwickelten Bildungssystemen nicht selbstverständlich sind.

Die Frage, wie es in Deutschland und im internationalen Vergleich um das Lesen bestellt ist, spielt spätestens seit dem „PISA-Schock“ eine zentrale Rolle, den die Veröffentlichung der ersten international vergleichenden Leistungsbewertung von Schülerinnen und Schülern in den OECD-Ländern 2001 ausgelöst hatte, da die durchschnittlichen Leistungen der Schüler und Schülerinnen in Deutschland unter dem internationalen Mittelwert lagen.⁰²

LESEKOMPETENZ

Lange Zeit ist man in Deutschland auf Basis von Schätzungen von etwa vier Millionen Erwachsenen mit eingeschränkten oder fehlenden Lese- und Schreibfähigkeiten ausgegangen. 2011 stellte die „leo. – Level-One Studie“ der Universität Hamburg erstmals belastbare, repräsentative Zahlen zur Verfügung.⁰³ Danach konnten 2010 in Deutschland 7,5 Millionen Menschen im erwerbsfähigen Alter nicht oder allenfalls auf einfachstem Textniveau lesen. Dies entspricht 14,5 Prozent der 18- bis 64-Jährigen. Zahlen in ähnlicher Größenordnung lieferte eine der PISA-Studie ähnliche, international vergleichende Erhebung unter Erwachsenen, das „Programme for the International Assessment of Adult Competencies“ (PIAAC) der OECD.⁰⁴ Danach hatten 2011/12 in Deutschland 17,5 Prozent der Erwachsenen zwischen 16 und 65 Jahren unzureichende Lesekompetenzen. Da beide Studien sich auf Personen konzentriert haben, die in deutscher Sprache getestet werden konnten, lässt sich vermuten, dass das tatsächliche Ausmaß größer ist. Im Mai 2019 wird die in Vorbereitung befindliche leo. – Grundbildungsstudie aktuelle Befunde zu den Basiskompetenzen Erwachsener in Deutschland präsentieren.⁰⁵

Dass es in Deutschland überhaupt Erwachsene gibt, die hier aufgewachsen sind und trotz mindestens neunjährigem Schulbesuch nicht richtig lesen und schreiben können, überrascht. Eine repräsentative Befragung des Instituts für

Demoskopie Allensbach im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) und der Stiftung Lesen zeigte im Sommer 2018, dass nur jeder Dritte überhaupt eine Vorstellung davon hat, „wie viele Erwachsene in Deutschland kaum oder gar nicht lesen können“.⁰⁶ Die Schätzungen liegen zwischen unter einer Million und mehr als 15 Millionen. Im Mittel pendeln sich die Vorstellungen mit 5,65 Millionen Betroffenen zwar nah an den empirischen Befunden ein, ihre Bandbreite zeigt jedoch, dass Probleme mit dem Lesen und Schreiben eher abstrakt bleiben und ihre Tragweite im täglichen Leben kaum sichtbar wird. Öffentlichkeitswirksame Kampagnen leisteten in den vergangenen Jahren einen wichtigen Beitrag dazu, die breite Bevölkerung und gesellschaftliche Akteure für das Thema zu sensibilisieren und die Chancen aufzuzeigen, die gute Lese- und Schreibkompetenzen individuell bedeuten.⁰⁷

Auch wenn Probleme beim Lesen und Schreiben in älteren Bevölkerungsgruppen etwas häufiger auftreten als in jüngeren, handelt es sich nicht um ein aussterbendes, sondern ein kontinuierlich nachwachsendes Phänomen. Dies belegen Untersuchungen unter Jugendlichen und Schulkindern: 2015 zeigten 16,2 Prozent der 15-Jährigen Probleme beim Lesen.⁰⁸ 2016 wechselten 18,9 Prozent der Schüler und Schülerinnen mit unzureichenden Lesekompetenzen von Grund-

in weiterführende Schulen.⁰⁹ Alle einschlägigen Studien identifizieren die Bildungsvoraussetzungen im Elternhaus als wichtigsten Einflussfaktor auf die Bildungschancen: Der frühe, anfangs spielerische Umgang mit Büchern, das Vorlesen und Erzählen im Elternhaus tragen wesentlich dazu bei, dass Kinder und Jugendliche später Freude am eigenen Lesen entwickeln und dass über die Geschichten Wortschatz, Fantasie und soziale Kompetenzen gestärkt werden. Kinder, die so aufwachsen, lernen leichter lesen. Sie sind später besser in der Schule, weil sie über Lesemotivation und -praxis auch die Lesekompetenz trainieren, die in allen Fächern gebraucht wird. Kinder, deren Eltern ihnen nicht vorlesen, selbst kaum oder gar nicht lesen und in deren Haushalten Lesemedien keine Rolle spielen, haben ein erhöhtes Risiko, bis ins Erwachsenenalter hinein keinen ausreichenden Zugang zum Lesen gefunden zu haben.¹⁰

Drei Millionen Kinder und Jugendliche, die aktuell beim Lesen(lernen) benachteiligt sind, lassen sich auf Basis aktueller Studien für Deutschland hochrechnen.¹¹ Sie motivieren eine Vielzahl von Akteuren, die sich bundesweit, regional oder lokal für die Leseförderung von Kindern und Jugendlichen engagieren. Dabei stehen Ansätze im Mittelpunkt, die Kinder bereits vor dem Eintritt in die Schule und während der Schulzeit außerhalb des Unterrichts fördern. Diese Impulse verstärken und begleiten das, was Kinder im Unterricht lernen – und sie haben eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Dies zeigen Analysen des Leselernprozesses von Kindern mit intensiver und geringer Vorleseerfahrung: Die frühen Impulse geben Kindern ein uneinholbares Startkapital mit auf den Weg, das ihnen für ihre schulische Entwicklung Vorteile verschafft, die die Schulen selbst bei bester

01 Ursula Rautenberg/Ute Schneider, Vorwort der Herausgeberinnen, in: dies. (Hrsg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin–Boston 2015, S. VII–XII, hier S. VII.

02 Vgl. ebd.

03 Vgl. Anke Grotlüschen/Wibke Riekman (Hrsg.), Funktionaler Analphabetismus in Deutschland. Ergebnisse der ersten leo. – Level-One Studie, Münster u. a. 2012.

04 Vgl. Beatrice Rammstedt (Hrsg.), Grundlegende Kompetenzen Erwachsener im internationalen Vergleich. Ergebnisse von PIAAC 2012, Münster u. a. 2013.

05 Vgl. leo. – Grundbildungsstudie – LEO geht weiter, www.alphadekade.de/de/leo-geht-weiter-1831.html.

06 IfD-Umfrage 11088. Das Institut für Demoskopie Allensbach befragte vom 1. bis zum 12. Juli 2018 im Auftrag des BMBF und der Stiftung Lesen 1295 Personen ab 16 Jahren. Die Untersuchung ist für die Wohnbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland ab 16 Jahren repräsentativ.

07 Seit 2012 sind drei Kampagnen mit Plakaten und Spots bundesweit gelaufen („Besser lesen und schreiben“, „Nur Mut“ und „Lesen und Schreiben. Mein Schlüssel zur Welt“). Zur 2018 gestarteten aktuellen Kampagne siehe BMBF, Lesen und Schreiben. Mein Schlüssel zur Welt, www.mein-schlüssel-zur-welt.de.

08 Vgl. Kristina Reiss et al. (Hrsg.), PISA 2015. Eine Studie zwischen Kontinuität und Innovation, Münster 2016.

09 Vgl. Anke Hußmann et al. (Hrsg.), IGLU 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich, Münster–New York 2017.

10 Vgl. hierzu die Vorlesestudien von Stiftung Lesen, Deutsche Bahn Stiftung und der Wochenzeitung „Die Zeit“, die sich unter www.stiftunglesen.de/forschung/forschungsprojekte/vorlesestudie abrufen lassen.

11 Der Wert ergibt sich, wenn man die Ergebnisse von IGLU (18,9% leseschwache Kinder) und PISA (16,2% leseschwache Jugendliche) sowie den jüngsten Wert zum Anteil der Eltern, die ihren Kindern nicht regelmäßig vorlesen (siehe www.stiftunglesen.de/download.php?type=documentpdf&id=1357), auf die Zahl der Kinder und Jugendlichen in den jeweiligen Altersgruppen hochrechnet.

Ausstattung und mit engagiertem Lehrpersonal nicht kompensieren können.

Präventive Ansätze zur Leseförderung, die Kindern möglichst früh Freude am Lesen und Lesemotivation vermitteln will, sind komplementär zur aufgehenden Alphabetisierung und Grundbildung Erwachsener zu denken, um die nachwachsenden Risikogruppen sukzessive zu verkleinern. Denn Bildungsherkunft und Lese-sozialisation der heute Erwachsenen mit Problemen beim Lesen und Schreiben drohen sich in die nächsten Generationen fortzusetzen: Jeder zweite junge Erwachsene zwischen 16 und 35 Jahren mit geringen Lesekompetenzen verfügt im eigenen Haushalt über höchstens 25 Bücher.¹² Diese Altersgruppe, die die aktuelle und zukünftige Elterngeneration repräsentiert, wird auch den eigenen Kindern mit deutlich geringerer Wahrscheinlichkeit Kinderbücher zur Verfügung stellen als leseaffine Eltern, und sie wird ihren Kindern kaum vorlesen (können). In 57 Prozent aller Haushalte in Deutschland, in denen Kinder bis zu drei Jahren leben, waren im Jahr 2017 maximal 10 Kinderbücher zu finden.¹³

KAUF UND KONSUM VON BÜCHERN

Diese Zahlen werfen die generelle Frage nach dem Stellenwert von Büchern als zentralem Lesemedium auf. Im Juni 2018 veröffentlichte der Börsenverein des Deutschen Buchhandels unter dem Titel „Buchkäufer – Quo vadis?“ eine differenzierte Analyse zum Kauf und zur Nutzung von Büchern.¹⁴ Die Untersuchung diagnostiziert zwischen 2013 und 2017 einen Rückgang um sechs Millionen erwachsene Buchkäufer. Die heute 40- bis 49-Jährigen haben sich besonders häufig von Büchern verabschiedet, über-

12 Vgl. Sonderanalyse der PIAAC-Daten (Rammstedt (Anm. 4)) durch GESIS für das Forschungs- und Entwicklungsprojekt REACH der Stiftung Lesen (www.stiftunglesen.de/reach).

13 Vgl. Stiftung Lesen/Deutsche Bahn Stiftung/Die Zeit, Vorlesen – aber ab wann? Vorlesestudie 2017: Vorlesen und Erzählen als sprachliche Impulse in den ersten Lebensjahren. Repräsentative Befragung von Eltern mit Kindern im Alter von 3 Monaten bis 3 Jahren, www.stiftunglesen.de/download.php?type=document&pdfid=2128.

14 Vgl. Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Buchkäufer – quo vadis? Kernergebnisse, Juni 2018, www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Buchk%C3%A4ufer_quo_vadis_Bericht_Juni_2018_Kernergebnisse.pdf; siehe auch den Beitrag von Heinrich Riethmüller in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

durchschnittlich hoch sind die Abgänge auch bei den 20- bis 39-Jährigen. Die Studie stellt der Abwendung vom Buch die Nutzung digitaler Medien und Online-Aktivitäten gegenüber, die im gleichen Zeitraum mit immer größerem Zeitbudget an Bedeutung gewonnen haben. Vor allem „digitale Entertainment-Formen“ in Gestalt von Serien, die über Streaming-Dienste genutzt werden, seien an die Stelle der Bücher getreten.

Im qualitativen Teil der Studie identifiziert der Börsenverein Gründe, die die abgewanderten Buchkäufer vom Lesen abhalten. Die Aussagen verdichten sich zu einem Szenario, das vor allem durch Zeitnot, Schnelllebigkeit, Reizüberflutung und hohe Anforderungen an Erreichbarkeit und kommunikative Aktivität gekennzeichnet ist. Mit diesen Bedingungen erleben viele das Bücherlesen nicht mehr kompatibel. Die Erinnerung an frühere Leseaktivitäten sei aber in der Regel positiv besetzt.

Die Ergebnisse verweisen auf die Notwendigkeit, nachwachsende Generationen weiterhin für Bücher als zentrale Lesemedien zu begeistern. Denn auch, wenn sich der eine oder die andere später wieder vom Lesen abwendet, sind Bücher mit Blick auf die Lesekompetenzen der späteren Erwachsenen nicht nur Mittel zum Erwerb von Bildung und Gegenstand eines sich selbst genügenden Lesevergnügens. Das Bücherlesen befördert vielmehr die grundlegenden Kompetenzen, Texte aller Art in allen Lebenssituationen lesen und verstehen zu können, auch im täglichen Umgang mit digitalen Medien. Dementsprechend bedeutet Lesen mehr als Bücherlesen, da ein Großteil der Aktivitäten im Alltag Lesekompetenz und Lesepraxis erfordert. Bei Menschen, die nicht richtig lesen und schreiben können, ist gerade diese Funktionalität eingeschränkt, etwa wenn es um Formulare oder Packungsaufdrucke, um Fahrpläne und Kurznachrichten geht. Deshalb spricht man von „funktionalem Analphabetismus“.

DIGITALISIERUNG

Das Thema Digitalisierung wird in Zusammenhang mit dem Lesen kontrovers behandelt. 2018 war in der öffentlichen Diskussion häufig von einer „Krise des Lesens“ die Rede. Einige Autoren und Autorinnen haben sich der Frage nach der Entwicklung des Lesens in jüngerer Zeit differen-

ziert angenommen.¹⁵ Neben den weithin nüchternen Blick treten gelegentlich Positionen, die digitale Angebote zur Bedrohung des Lesens erklären. Beispielhaft Susanne Gaschke am 23. Juli 2018 in einem Beitrag für den Deutschlandfunk: „Die Lese- und Schreibkompetenz wird künftigen Unterschied machen. Denn jeder halbwegs interessierte Affe kann ein Smartphone bedienen. Aber kein Affe kann lesen. Schon in naher Zukunft werden wir einerseits jene Menschen haben, die sich noch konzentrieren, die urteilen, sich einfühlen und selbstständig denken können – und andererseits die, die sich mit Piktogrammen und Spracherkennungssoftware durch ihren gänzlich anti-intellektuellen Alltag schlagen.“¹⁶

Nicht immer so drastisch, aber mit ähnlicher Konsequenz wird Lesen vielfach gegen die Nutzung digitaler Medien ausgespielt. Ein Beispiel dafür ist eine (in ihrer Kernaussage richtige und wichtige) Petition, die Mitte August 2018 von der Schriftstellerin Kirsten Boie angestoßen wurde. Die Hamburger Erklärung „Jedes Kind muss lesen lernen“ fordert eine Stärkung der Schulen als zentrale Akteure der Vermittlung von Lesekompetenz. Dabei dürfe das „Lesen nicht den derzeitigen (kosten)intensiven Bemühungen um die Digitalisierung der Schulen zum Opfer fallen“.¹⁷ Die Kontrastierung von Lesen und digitalen Medien setzt voraus, dass entweder nur das Lesen oder nur digitale Angebote gefördert werden können. Diese Sichtweise lässt sich angesichts der Realitäten nicht halten, wie die aktuelle Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag von BMBF und Stiftung Lesen belegt: 85 Prozent der Erwachsenen in Deutschland halten es heute für ebenso wichtig oder noch wichtiger als vor 20 Jahren, gut lesen zu können. Für 69 Prozent „gehört Lesen einfach zum Leben dazu“, fast ebenso viele schätzen am Lesen, „dass man es überall tun kann“ (66 Pro-

zent). „Überall“ bedeutet dabei: an jedem Ort, aber auch auf jedem Trägermedium.

Für die große Mehrheit der Bevölkerung ist Lesen im Zuge der Digitalisierung ihres Alltags nicht durch Piktogramme und Spracherkennungssoftware überflüssig geworden. Vielmehr hat die regelmäßige Verwendung digitaler Endgeräte (auch) zur Information und Kommunikation die Anforderungen an Lesekompetenz und Lesepraxis gerade für jüngere Generationen sogar erhöht. 22 Prozent der erwachsenen Befragten sagen, dass sie „durch die digitalen Medien wie Smartphone, Computer und Internet heute mehr als früher“ lesen. 91 Prozent der unter 30-Jährigen realisieren, dass sie lesen (müssen), wenn sie im Alltag E-Mails, Whatsapp-Nachrichten und SMS nutzen, 85 Prozent lesen nach eigenen Angaben häufig Texte im Internet. Damit lesen auch die jungen Erwachsenen nach wie vor, aber zum Teil anders und anderswo als Ältere. Die Über-60-Jährigen lesen mehrheitlich Zeitungen und Zeitschriften (87 Prozent und 69 Prozent), häufig auch Bücher zur Unterhaltung (55 Prozent). Dass das Lesen gedruckter Bücher nicht durch die Nutzung digitaler Trägermedien verdrängt oder gar abgelöst wird, zeigen die Studien des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest (MPFS) auch für Kinder und Jugendliche:¹⁸ Seit Ende der 1990er Jahre ist der Anteil der Kinder und Jugendlichen, die mehrmals in der Woche in Büchern lesen, mit geringfügigen Schwankungen absolut stabil – bei gleichzeitig enorm angestiegenem Anteil derjenigen, die täglich online sind oder digitale Medien nutzen.

Obwohl Lesen selbstverständlicher Bestandteil auch eines digitalisierten Alltags ist, darf man nicht davon ausgehen, dass fehlende oder geringe Lesekompetenzen in allen Umgebungen auch als Problem wahrgenommen werden, gegen das man unbedingt etwas tun muss: 31 Prozent der im Sommer 2018 Befragten sagen nicht, dass Lesen etwas ist, von dem es „besonders wichtig ist, dass man es gut kann“ und „an dem man unbedingt arbeiten“ sollte, „wenn man es nicht gut kann.“

Der Befund bestätigt Ergebnisse einer Studie der Stiftung Lesen zur Situation funktionaler An-

¹⁵ Vgl. Susanne Gaschke, Wir klicken und pöbeln. Wir sollten lesen und denken, 2.11.2017, www.welt.de/debatte/kommentare/article170221889; Sandra Kegel, Zur Krise des Lesens, 20.1.2018, www.faz.net/-15407038.html; Philipp Keel, „Wenn die Leute so blöd sind ...“, 2.8.2018, www.zeit.de/2018/32/philipp-keel-diogenes-verlag-buchhandel-lesen.

¹⁶ Susanne Gaschke, Lesen ist eine unverzichtbare Kulturtechnik, 23.7.2017, www.deutschlandfunkkultur.de/fuer-eine-bildungspolitik-im-geist-der-aufklaerung-lesen.1005.de.html?dram:article_id=422657.

¹⁷ Kirsten Boie, Jedes Kind muss lesen lernen! – Hamburger Erklärung, 15.8.2018, www.change.org/p/jedes-kind-muss-lesen-lernen.

¹⁸ Der MPFS veröffentlicht seit 1998 kontinuierlich und meist jährlich bundesweit repräsentative und vergleichbar erhobene Daten zum Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen. Die KIM- (Kinder, Internet, Medien) und JIM- (Jugend, Information, (Multi-)Media) Studien sind abrufbar unter www.mpfs.de.

alphabeten in Unternehmen:¹⁹ Wenn die Qualität der Arbeit in Betrieben darunter leidet, dass Beschäftigte erkennbar Schwierigkeiten mit dem Lesen und Schreiben haben, sieht nur jeder zehnte Kollege/jede zehnte Kollegin darin ein Problem. Der hohe Stellenwert des sozialen Miteinanders und pragmatische Überlegungen motivieren Arbeitskräfte, diejenigen, die nicht so gut lesen und schreiben können, zu „helfen“, indem sie es ihnen abnehmen. Der im Alltag funktionale Pragmatismus verdeckt die Reichweite und Dringlichkeit der Probleme ebenso wie ihre Tabuisierung.²⁰ Beides lässt die Symptome verschwinden, verbessert aber die Kompetenzen nicht.

Arbeitskräfte stehen dem Gedanken, dass ihre Kollegen und Kolleginnen als Erwachsene noch lesen und schreiben lernen sollten, zwar persönlich aufgeschlossen gegenüber. Im betrieblichen Kontext sehen sie dazu aber wenig Veranlassung, denn, so die Reaktionen in qualitativen Interviews: Diese Personen sollten nicht „Goethe und Schiller lesen“ oder „Romane schreiben“, sondern ihre tägliche Arbeit verrichten. Die entlastend gemeinten Antworten offenbaren Konsequenzen, die sich aus dem Verständnis des Begriffs „Lesen“ in der Bevölkerung ergeben und für die Förderung des Lesens gerade bei Erwachsenen kontraproduktiv sind.

LESEBEGRIFF

Trotz der Erfahrung, dass Lesen eine ständige Anforderung im Alltag darstellt, ist der Begriff „Lesen“ in weiten Teilen der Bevölkerung ein Synonym für die klassischen gedruckten Lesemedien Buch, Zeitung und Zeitschrift. Lesen wird darüber hinaus mit Schule, Studium und höherer Bildung verbunden. Die Assoziationen besitzen häufig einen wertenden und ästhetisierenden Charakter. Man denkt an „gute“ Bücher und Literatur, an schöne und entspannte Lesesituationen. Dies illustrieren die positiven Erinnerungen früherer Buchkonsumenten in der Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. In der Öffentlichkeit wer-

den Lesen und Bücher häufig stilisiert und kunstvoll präsentiert.²¹ Buchliebhaber setzen ihre Lesebegeisterung in sozialen Medien in Szene, etwa auf Instagram unter #lesen, #lesenmachtglücklich oder #lesenswert. Die verklärende Darstellung der Welt der Bücher ist mit den Lebensrealitäten bildungsbenachteiligter und leseferner Menschen, in deren Haushalten klassische Lesemedien wenig präsent sind, kaum kompatibel. Zudem überlagert die Betonung genussvoller Leseerlebnisse und schöner Bücher die Bedeutung von Lesen zur Orientierung im Alltag, die auch für jene elementar ist, die nicht oder wenig in gedruckten Büchern lesen.

Die genannten Darstellungsweisen dürften dazu beitragen, dass Menschen, für die Lesen und Schreiben nicht selbstverständlich sind, kaum die Notwendigkeit sehen, es noch zu lernen. Das erklärt das erwähnte Zögern von 31 Prozent der Erwachsenen, im Lesen etwas zu sehen, das man unbedingt gut können muss. Die Studien zum funktionalen Analphabetismus in Deutschland zeigen, dass nur ein Bruchteil derjenigen, die nicht richtig lesen und schreiben können, Lernangebote in Form von Kursen in Anspruch nimmt. Dabei sind nicht diejenigen besonders zurückhaltend, die gar nicht oder maximal auf Satzebene lesen können, sondern jene, denen erst ganze Texte Probleme bereiten. Diese Erwachsenen hätten eine vergleichsweise niedrige Barriere zu überwinden, um besser zu werden. Gerade ihnen aber fehlen der Anstoß und die Motivation – nicht nur, weil sie im Alltag meist zurechtkommen, sondern auch, weil der gängige Lesebegriff Anreize zum Lernen verdeckt.

Bücher, insbesondere literarische Texte, erfordern und fördern das konzentrierte vertiefte Lesen (*deep reading*), während das Lesen von Whatsapp-Nachrichten, Facebook-Posts oder Packungsaufschriften eher flüchtige Aktivitäten sind. Unabhängig von Aufmerksamkeitsspannen und inhaltlicher Tiefe benötigt beides Lesekompetenz. Zudem macht die Nutzung digitaler Angebote über das Lesen und Schreiben hinaus neue Kompetenzen notwendig, weil Inhalte schneller erfasst werden müssen und weil die Nutzung digitaler Angebote häufig zeitgleich auf unterschied-

¹⁹ Vgl. Simone C. Ehmig/Lukas Heymann/Carolin Seelmann, Alphabetisierung und Grundbildung am Arbeitsplatz. Sichtweisen im beruflichen Umfeld und ihre Potenziale, Mainz 2015.

²⁰ Vgl. Simone C. Ehmig/Lukas Heymann, Das berufliche Umfeld, in: Wibke Riekman/Klaus Buddeberg/Anke Grotlüschen (Hrsg.), Das mitwissende Umfeld von Erwachsenen mit geringen Lese- und Schreibkompetenzen. Ergebnisse aus der Umfeldstudie, Münster-New York 2016, S. 179–197.

²¹ So etwa in Ausstellungen wie „Lektüre. Bilder vom Lesen – Vom Lesen der Bilder“ des Franz-Marc-Museums in Kochel am See, 17. 6.–23. 9. 2018, oder Bildbänden wie Steve McCurry, Lesen: Eine Leidenschaft ohne Grenzen, München 2017 bzw. Leslie Geddes-Brown, Räume für Menschen, die Bücher lieben, München 2010.

lichen Kanälen erfolgt. Gerade diese Fähigkeiten, etwa zur schnellen Orientierung auf Oberflächen, sind oft mit vertieftem Lesen verbunden, denn es ist eine „wichtige Metakompetenz“, „entscheiden zu können, wann man sich tiefer auf einen Text einlässt und wann man ihn nur überfliegt“.²² Kognitive und neuronale Prozesse beim Lesen auf digitalen Trägermedien gehören zu den zentralen Themen der aktuellen Leseforschung²³ – die starke Beachtung, die den Fragen international entgegengebracht wird, verweist auf die Notwendigkeit, Lesen über die Nutzung von Büchern und Literatur hinaus zu denken und ernst zu nehmen. Genau dies wird aber auch auf der Ebene wissenschaftlicher Untersuchungen und Diskussionen kontrovers betrachtet. Aus psychologischer und kognitionswissenschaftlicher Perspektive stellt sich die Herausforderung, neue Technologien in ihren spezifischen Eigenheiten adäquat in Studien zu berücksichtigen und damit auch ihren spezifischen Wahrnehmungsbedingungen und Wirkpotenzialen eine Chance zu geben. Aus kultur- und literaturwissenschaftlich geprägter Perspektive werden digitale Texte vorrangig an Kriterien gemessen, die für gedruckte Medien gelten – in ihrem Licht fallen Vergleiche anders aus und gestehen digitalen Texten allenfalls für schwache und beginnende Leser und Leserinnen eine Rolle zu.

FOLGERUNGEN

In der Konsequenz lässt sich sagen: Die Situation des Lesens ist durch klare Konstanten, aber auch Veränderungen geprägt. Konstant hoch ist die Bedeutung des Lesens als zentrale Basiskompetenz in der Gesellschaft und im Alltag, gerade auch im Kontext digitaler Angebote. Ihre Nutzung zur Information und Kommunikation hat die Zahl der Lese- (und Schreib-)Anlässe in den vergangenen Jahrzehnten drastisch erhöht. Dies spiegelt sich im Bewusstsein der Bevölkerung, das dem Lesen im Vergleich zur Vergangenheit mehrheitlich eine mindestens genauso wichtige, wenn nicht bedeutsamere Rolle zuschreibt.

Mit Blick auf die Leser und Leserinnen klassischer Printprodukte zeigt sich ein nahezu konstanter Anteil von Kindern und Jugendlichen, die

regelmäßig in gedruckten Büchern lesen. Bei Erwachsenen ist vor allem unter den 20- bis 49-Jährigen eine rückläufige Zahl von Buchkäufern beziehungsweise -lesern zu verzeichnen. Demgegenüber steigt, vor allem in den jüngeren Altersgruppen, die Lesezeit, die mit der Nutzung digitaler Endgeräte einhergeht. Sie bedingt die Entwicklung neuer Funktionen von Lesen und der dafür notwendigen Kompetenzen.

Wie die genannten Veränderungen eingeordnet und bewertet werden, ist in hohem Maße vom Verständnis des Begriffs „Lesen“ abhängig. Die in weiten Teilen der Bevölkerung verbreitete kultur- und literaturbezogene Sicht auf Lesen, die vor allem klassische Printprodukte vor Augen hat, ist angesichts der Rolle von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften als zentralen Lesemedien nachvollziehbar. Da diese Sicht jedoch die Bedeutung von Lesekompetenzen im Alltag meist ausklammert, ist ein literatur- und buchzentrierter Lesebegriff vor allem dort kontraproduktiv, wo es um die Verbesserung der Lesefähigkeiten Bildungsbenachteiligter geht.

Im langfristig verfestigten Zustand sozialer Ungleichheit und Bildungsbenachteiligung derjenigen, die keinen Zugang zum Lesen finden, liegt die zentrale Herausforderung für Bildungspolitik und Leseförderung. Sie erfordert eine Weitung des buch- und kulturzentrierten Lesebegriffs und eine umfassende, alle gesellschaftlichen Kräfte einbeziehende Bewegung: Es ist wichtig, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen Spaß am Bücherlesen zu vermitteln – ohne dabei das funktionale Lesen im Alltag und auf digitalen Trägermedien als nebensächlich abzutun. Um die Zahl der beim Lesen und Schreiben Benachteiligten mittel- und langfristig zu verringern, müssen die aufholende Alphabetisierung und Grundbildung Erwachsener und präventive Leseförderung für Kinder und Jugendliche Hand in Hand gehen. Bildungspolitik und Investitionen müssen die formale Bildung in der Schule ebenso im Blick haben wie die Rolle des Elternhauses und das Engagement Ehrenamtlicher. Leseförderung, Alphabetisierung und Grundbildung bedürfen eines weiten Blicks und einer wachsenden Verzahnung von lebensweltorientierten Ansätzen, die sich ergänzen und wechselseitig verstärken.

SIMONE C. EHMIG

ist promovierte Publizistikwissenschaftlerin und Leiterin des Instituts für Lese- und Medienforschung der Stiftung Lesen.

simone.ehmig@stiftunglesen.de

22 Sascha Schroeder, *Schmökern und skimmen*, 20.10.2018, www.sueddeutsche.de/karriere/-1.4174977.

23 Vgl. z. B. die Forschungsaktivitäten im europäischen Netzwerk E-Read, <http://ereadcost.eu>.

ESSAY

DIE ÖKONOMISIERUNG DES ÄSTHETISCHEN

Konsum, Rendite und Wachstum in der Lesekultur

Uwe Britten

Wenn Branchen und ihre Verbände eine Krise ausrufen, dann handelt es sich erst einmal immer um eine Absatzkrise, denn Firmen und Konzerne interessieren sich vor allem anderen für Verkäufe und Renditen. Es sind also handfeste materielle Interessen im Spiel. Nun gibt es natürlich Produkte, die für unsere Kultur einen hohen Wert haben, weil ihre ideelle Bedeutung für die Gesellschaft über Profitinteressen hinausreicht. Zu diesen Produkten gehören Bücher, und zwar unabhängig von ihrer äußeren Form, egal also, ob der Text gedruckt, elektronisch oder „gestreamt“ vermittelt oder aber vorgelesen wird. Texte vermitteln uns unsere Wahrnehmungs- und Denkmuster, unser verfügbares Wissen, unsere moralischen Haltungen und vieles mehr, kurz: unsere Kultur. Diese hohe Wertzuweisung von Büchern drückt sich darin aus, dass der Gesetzgeber Bücher mit dem reduzierten Mehrwertsteuersatz ausstattet, um Bücherhersteller, -verkäufer und -leser finanziell zu entlasten, oder öffentliche Bibliotheken finanziert. Entsprechend nimmt die Buchbranche für sich in Anspruch, sich für ein hohes Kulturgut einzusetzen – und das ist auch so, häufig jedenfalls.

TECHNIFIZIERUNG DES LESENS

Die Buchbranche befindet sich wie jede andere Branche auch seit rund zwanzig Jahren in einem tief greifenden Strukturwandel. Die Digitalisierung und die Erfindung des Internets haben die Welt und das menschliche Leben völlig verändert. Dieser Transformationsprozess fällt zusammen mit einer Phase des Kapitalismus, in der dieser immer neue Sphären unserer Kultur durchdringt. Es gibt mittlerweile nichts mehr, was nicht kommerzialisierbar wäre, nichts, woraus nicht noch

mehr Rendite zu pressen wäre, und sei es mit an die Illegalität grenzenden Methoden, wie wir es beispielsweise bei Automobil- oder Lebensmittelkonzernen erleben.

Die Digitalisierung und das Internet haben eine turbulente Marktdynamik erzeugt, die die Buchbranche von Beginn an umkremelte (der Siegeszug von Amazon begann bekanntlich mit Büchern) und in dem sogar das Lesen Funktionsveränderungen erlebt hat – denn bei aller Bedeutung von Bild und Film funktioniert das Internet grundlegend über Schrift beziehungsweise Sprache.

Dass die Buchbranche im Zuge dieses Transformationsprozesses weniger Bücher verkauft, heißt deshalb eben nicht, es würde nicht mehr gelesen. Es wird massenhaft gelesen, und zwar nicht nur abends im Bett, sondern von morgens bis nachts im Internet. Dieser Transformationsprozess aber verändert die Wirtschaftsstrukturen allgemein und das Produkt Buch im Besonderen, sodass sich auch der „Ort“ verschoben hat, an dem das Geld verdient wird. Indem Internetkonzerne Wissen oder Narrationen (wie Romane oder Filme) in ihren eigenen Strukturen produzieren oder auch nur aufbereiten und verbreiten, verdienen sie das Geld und nicht mehr jene, die traditionell für die Abdeckung einzelner Funktionen in der Buchbranche zuständig waren. Amazon beispielsweise braucht weder produzierende Verlage noch den örtlichen Buchhandel und wird zukünftig auch nicht mehr nur den breiten Markt der Self-Publisher dominieren. Wie leicht gerade die Millionäre unter den Autorinnen und Autoren in exklusive Vermarktungsstrukturen hinüberzuziehen sind, machen Streaming-Anbieter wie Netflix bereits eindrucksvoll vor – und wie brav die Konsumenten diesen Angeboten für gar nicht so geringe Flatrate-Beträge folgen, ist ebenfalls beeindruckend.

Dieser Marktverschiebungsprozess hat zur Folge, dass nicht weniger, sondern woanders gelesen wird: Früher ließ sich ein materiell verfügbares Buch in einem Laden kaufen und lesen, heute tritt mehr und mehr eine von Konzernen kontrollierte Technik vor die Rezeption eines Textes. Entsprechend fließt ein Großteil unseres Geldes in technische Geräte und erst danach in die Rezeption von Inhalten. Rasend schnell wechselnde Technologien, verhinderte Kompatibilitäten mit vorhergehenden Techniken oder auch der so schlichte Kniff wechselnder Steckergrößen sorgen dafür, dass wir unentwegt nachrüsten oder Geräte komplett ersetzen müssen. Die gesamte technologische Industrie hält uns so in einem Konsumdauerlauf. Zudem investieren wir dabei immer in Geräte, die technisch veraltet sind, sobald sich die Ladentür hinter uns wieder schließt. Längst nämlich wartet die nächste „Generation“ von Phones, Tablets, Notebooks, Fernsehern auf uns. Dieser stetige Technikwandel bindet Ressourcen, führt aber keineswegs zu einem inhaltlichen Qualitätszuwachs.

Es kann selbstverständlich keine Frage sein, dass wir längst mehr hätten in den technischen Ausbau von Klassenzimmern investieren müssen. Wo eine Kultur immer maßgeblicher über elektronische Kommunikationsmittel funktioniert, müssen in den Schulen mehr als nur die basalen Fähigkeiten vermittelt werden. Aber Vorsicht vor einer allzu verengten Fokussierung auf Technologien: Die Bedienung eines Tablets lehrt weder das Denken noch die (Selbst-)Reflexion, im Zweifelsfall nicht einmal das Lesen. Wenn die entsprechende Industrie die Politik dazu auffordert, in puncto technischer Ausstattung viel mehr zu tun, um den berüchtigten „Anschluss“ nicht zu verlieren, dann ist auch hier zuvorderst das Interesse beteiligt, sich einen gigantischen Absatz sichern zu wollen. Zumal: Kaum ist ein Klassenzimmer ausgestattet und der gesamte Unterricht auf die neue Technik ausgerichtet, wird auch schon das „Update“ nötig, und zwar immer und immer wieder.

Lesen ist nicht nur einfach eine Kulturtechnik wie viele andere Techniken auch. In fast allen Kulturen unserer Welt ist die Lese- und Schreibfähigkeit geradezu überlebensnotwendig, mindestens aber ist sie entscheidend für die soziale und kulturelle Teilhabe. Das macht es so dringend erforderlich, dass Menschen mit einer Lese- und Schreibschwäche nachgeschult und aus ihrer kul-

turellen und politischen Isolation herausgeholt werden.⁰¹ Gerade, weil das Internet zu einem großen Teil über Sprache funktioniert, ist dieses Problem weit größer, als es von vielen eingeschätzt wird. Der damit außerdem oft verbundene Wechsel in die englische Sprache tut sein Übriges. Viele Personen, die kaum in der Lage sind, den größtenteils oder ausschließlich online verlaufenden Diskursen zu folgen, weil sie technisch oder intellektuell abgehängt sind, bleiben häufig wenig sichtbar und sind von einer neuen Form von Analfabetismus betroffen.

LESEN ALS ÖKONOMISCHER PROZESS

Eine Unterwerfung unter diese technischen Dynamiken geht einher mit der Dominanz ökonomischer Interessen über unser Leseverhalten. Die Kehrseite des technischen oder intellektuellen Abgehängtseins ist die persönliche Dauerpräsenz im Internet. Aufgrund der vollständigen Durchdringung unseres Alltags mit technologischer Kommunikation und der Möglichkeit (und Erwünschtheit) eines Rund-um-die-Uhr-Konsums wird die Lesefähigkeit von der Voraussetzung zur Teilhabe an einer demokratischen Kultur vorrangig zu einem Angelhaken, der uns als Konsumenten in die Kaufangebote hineinziehen soll. Längst geht es dabei nicht mehr bloß darum, auf diesem Weg ein materielles oder immaterielles Produkt zu erwerben; fast unsere gesamte (lesende) Bewegung durch das Internet folgt Verkaufsinteressen. Mal zahlen wir in Euro, mal in Klicks, mal liefern wir brav unsere Daten ab – und meistens alles drei gleichzeitig.

Das Lesen im Internet scheint uns immer weiter wegzubewegen vom mündigen Bürger einer demokratischen Gesellschaft hin zu einer (infantilisierten) Konsumidentität. Die häufig spielerische und mit Unterhaltungselementen verknüpfte Internetwelt zieht uns gerade über unsere Lesefähigkeit immer tiefer hinein. Wir stoßen auf dieses und auf jenes, wir lesen hier und dann mal da und nutzen auch schon den nächsten uns angebotenen Link, um woanders weiterzustöbern. Immer tut sich Neues auf, es gibt kein Ende. Das sind im besten Fall unbegrenzte Möglichkeiten des Wissenserwerbs, aber wie oft verlieren wir uns darin,

⁰¹ Siehe dazu auch den Beitrag von Simone C. Ehmig in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

wissen nicht mehr, was wir wo gelesen hatten, können die Qualität einer Information nicht einschätzen oder stellen nach zwei Stunden des Lesens fest, dass wir eigentlich nichts wirklich Einschlägiges in Erfahrung gebracht haben.

Sosehr das Lesen als wichtige Kulturtechnik der sozialen und kulturellen Teilhabe nötig bleibt, so müssten wir längst auch lernen, uns Leseangeboten zu verweigern, denn was wir erleben, ist geradezu eine Überschwemmung mit Texten, die uns Unterhaltsames oder vermeintlich Informatives oder auch bloße Meinungen vermitteln. Wir werden mit Texten zugeschüttet. Wir sind unentwegt unterhaltend abgelenkt, und jedes Unlustgefühl wird mit dem Daumen weggewischt. Dringend müssten wir jungen Menschen vermitteln, wie man Texten widersteht, statt vermeintlich alles aufnehmen zu müssen. So kippt die mühsam erworbene Fähigkeit zu lesen und zu schreiben schon bald in die Unterwerfung unter eine Maschinerie, die uns zu manipulieren versucht. Die demokratische Öffentlichkeit textet uns zu. Ein selbstbestimmtes Individuum muss sich heute dem Lesen auch verweigern können und sich fragen: Was muss ich wirklich wissen?

Doch nicht nur die weitgehende Instrumentalisierung des Lesens für wirtschaftliche Interessen macht deutlich, dass Lesen eben keine wertfreie Fähigkeit ist. Natürlich trägt Lesen zu unserer Individualisierung bei (indem es beispielsweise kritisches Denken und den Bezug einer inhaltlichen Position in Diskursen fördert), aber auch zu unserer Vergesellschaftung. Deshalb gehört zur Lesefähigkeit nicht nur, Inhalte auffassen zu können, sondern die Funktionalität eines Textes im Diskurs wenigstens ansatzweise zu durchschauen. Die Debatte darum, wer die schlimmeren Fake News verbreite, droht völlig die Erkenntnis zu überdecken, dass selbst so vermeintlich neutrale Meldungen wie politische Nachrichten in seriösen Medien immer interessegeleitet sind. Es gibt keinen intentionsfreien Text. Das allerdings ist von absichtsvollen Lügen zu unterscheiden. Warum Texte so ausfallen, wie sie ausfallen, gehört deshalb dringend zum Repertoire ideologiekritischer Fragen einer kritischen und selbstkritischen Bevölkerung – und damit in die Schulen.

Lesen ist aber nicht nur funktionalisiert in Richtung konsumorientierter Verführungsstrategien, auch textimmanente Strategien folgen längst ökonomischen Rentabilitätsabwägungen.

LESEN ALS UNTERHALTUNG

Die Durchökonomisierung jedes Kulturguts verändert diese (für unsere Kultur sinngebenden) Güter bis hinein in die Ästhetik – womit nicht die Verpackung des Produkts, sondern sein Inhalt gemeint ist. So extrem wie im Filmgeschäft, in dem es kaum noch einen Film gibt, der nicht einem Drei-Akt-Schema, den immer gleichen Figurenmustern und den stets nach bestimmten Spannungskriterien konstruierten Handlungsdynamiken folgt, ist es mit dem Roman zwar noch nicht, doch auch im Bereich der Romanliteratur folgen die Erzählmuster immer stärker den als besonders verkaufsförderlich erkannten Narrationsstrukturen. Diese Vervielfältigung in der Tiefe korrespondiert mit einer ästhetischen Verarmung in der Breite.

Auch Ästhetiken lassen sich ökonomisch auf eine Linie bringen und nach Rentabilitätskriterien modellieren. Dieser Prozess begann bereits, als sich der Roman als führende epische Form durchsetzte und mit ihm zunehmend mehr Geld zu verdienen war. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat in Frankreich der Fortsetzungsroman das Schreiben der Autoren verändert hin zu einer spannungsvolleren Textstruktur, in kleine Happen portioniert. Auch dieser Prozess ist in unserer Kultur bis in die kleinsten Verästelungen fortgeschritten. Selbst unsere ästhetische Wahrnehmung ist ökonomisierbar, indem beispielsweise Narrationen auf einen dynamischen Spannungsaufbau hin konstruiert werden und damit ein schnelles Lesen bewirkt wird. Das hohe Lustgefühl beim stetigen Spannungsauf- und Spannungsabbau führt zum Bücherkauf in relativ kurzen Abständen. Die ungeheure Masse an Krimis, Thrillern oder auch Tragikomödien auf dem Buchmarkt ist kein Zufall. Und die Entwicklung von Krimis für Kinder bahnt ein bestimmtes Leseverhalten inzwischen noch viel früher an als zuvor.

Solche Ökonomisierungen ästhetischer Prozesse beginnen bereits bei der Kalkulation eines Romans. Ließen Verlage in früheren Jahrzehnten noch die sogenannte Mischkalkulation gelten, nach der gewagte und weniger gewinnträchtige Bücher von den erfolgreichen Titeln wirtschaftlich mitgetragen wurden, ist dies heute weitgehend abgelöst worden von der Haltung, dass jedes einzelne Buch zum Gewinnergebnis eines

Verlags beizutragen habe. Natürlich wollen Verlage möglichst mit jedem Buch Geld verdienen, das steht nicht infrage. Wo aber Verlage Renditemarken von beispielsweise 23 Prozent absolut setzen, verhindert das gerade auch ästhetische Innovationen. Oder anders gesagt: Wenn künstlerisch anspruchsvolle Projekte aufgrund hoher Renditeerwartungen nur noch mit der Konsequenz eines hohen Verkaufspreises realisiert werden, dann bewirkt eine solche Preispolitik die Verarmung der Kultur: Einen vielleicht „gewagten“ Roman, der nicht den gängigen Rezeptionvorlieben entspricht, kauft für 28 Euro eben mancher Kunde nicht mehr – der ihn für 22 Euro aber noch gekauft hätte.

Die Ökonomisierung künstlerischer Werte vernichtet genau das, worauf wir uns oft so viel einbilden, nämlich die Pluralität unserer Kultur, die mittlerweile allzu oft nicht mehr bedeutet als vom Gleichen zu viel. Die kapitalistische Ideologie drängt also außerökonomische Kriterien überall zurück, bis hinein in die Art und Weise von Texten. Der Kapitalismus ist aber kein Naturgesetz, sondern eine kulturelle Entscheidung. Daran muss man zuweilen erinnern.

Die Blüten dieser Durchkalkulierung von Kunst im weitesten Sinn zeigen sich vielleicht am deutlichsten im Marktsegment der Kinder- und Jugendbücher. Es ist dort, wie in der Filmbranche für das Schreiben von Drehbüchern, längst üblich, Autoren narrative Strukturvorgaben für die Realisierung eines Jugendromans zu machen hinsichtlich Gesamtumfang, Aufbau, Figurenensemble, Konfliktentwicklung, Schluss. Aber auch das ist noch nicht das Ende dieses Prozesses. Einige Verlage entwickeln Jugendromane inzwischen mit einer geschlossenen Online-Jugendredaktion. Eine gewisse Anzahl leseaffiner Jugendliche wird zu einem Beratergremium für einen Autor zusammengestellt. Der Autor hat eine Romanidee skizziert und schreibt das erste Kapitel, das die Jugendlichen zur Einschätzung zugeschickt bekommen. Der Autor nimmt die Anregungen von ihnen in der einen oder anderen Weise auf. So geht es von Kapitel zu Kapitel. Branchenintern räumen diese Verlage durchaus ein, dass sich die Texte selbstverständlich aufgrund der Rückmeldungen verändern, zum Beispiel an Stellen, an denen die Jugendlichen Langweile empfanden oder sie sich andere Wendungen der Handlung lieber wünschten. Dabei scheint auch zu beobachten zu sein, dass

Jugendliche eindeutig zum Happy End neigen. Um nun jugendliche Leser nicht zu enttäuschen, wird nach ihrem Geschmack gearbeitet. So wird das Lesen zum erbaulichen Erlebnis, wirkt nicht allzu verstörend und erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass Jugendliche wieder zu einem Roman (dieses Verlags) greifen.

Damit ist das „Buch 4.0“ kurz vor seiner auch ästhetischen Vollendung: Autorinnen und Autoren, der gesamte Buchmarkt und die Lesenden haben miteinander und in einer sich gegenseitig bestärkenden Struktur jenes Narrationsmuster entwickelt, in dem sich alle am wohlsten fühlen. Kunst wird zu einem Abstimmungsergebnis, der Roman das neue Opium fürs Volk. Einst nannte man so etwas eine „Regelpoetik“. Heute bestimmen Marktgesetze so strikt wie selten die Regeln der Poetik.

Die ästhetischen Auswirkungen einer solchen Kunstproduktion führen nicht zu einer offenen Wahrnehmung der Welt und des eigenen Daseins, sondern zu einer Verengung. Wenn wir in einer Welt wie der unsrigen ein hohes Maß an sogenannter Ambiguitätstoleranz brauchen, um mit tendenziell unüberschaubar offenen Prozessen, mit Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten umgehen zu lernen, dann bietet der Literaturmarkt den Leserinnen und Lesern vielfach genau das Gegenteil. Lesen führt nun zu einer narkotischen Selbstberuhigung mit den immer selben Mustern in der Tiefenstruktur des Textes und der immer gleichen ästhetischen Erfahrung. Die fiktive Wirklichkeit ist berechenbar, und die Erwartung einer kathartischen Entlastung am Schluss wird von Beginn an zugesichert. Mindestens drei Merkmale der heutigen Romanliteratur bedürfen einer kritischen Diskussion:

Empathieförderung: Zweifelsohne ist die menschheitsgeschichtlich entwickelte Empathiefähigkeit ein unschätzbare Wert humaner Kultur, aber als literarisches Kriterium ist „Empathievermittlung“ kein wertneutrales Erzählmoment. Wer in hoher Emotionalisierung immer nur in seinen Gefühlen (weg-)schwimmt, dem geht der rationale, kritische Blick verloren. Man kann auch faschistische Literatur empathisch lesen.

Spannung: Die Spannungsorientierung heutiger Literatur zieht die Lesenden in einen rastlosen und atemlosen Prozess, wie wir ihn in vielen Alltagsfeldern erleben, und scheint eher einem Abhängigkeitsmuster von Drogenkonsumenten

zu entsprechen. Das kopflose Hinterherhecheln nach der Handlung lässt wenig Zeit für eine aufmerksame und kritische Kunstrezeption.

Happy End: Das Grundmuster von Aufbruch, Kampf und Happy End vieler Erzählungen erzielt in erster Linie eine emotionale Beruhigung – unbewusst wird das Muster immer schon gekannt. Zumindest fiktiv ist die Welt am Ende wieder in Ordnung. Und zwischendrin haben wir uns doch ganz prächtig unterhalten. Das kritische Potenzial fiktiver Texte tritt hinter einen Affirmationsprozess zurück, der gesellschaftliche Kompensationsprozesse eher stabilisiert als entlarvt.

LESEN ALS KUNSTREZEPTION

Unsere heutigen Lesefähigkeiten folgen keinem linearen Entwicklungsprozess hin zu einem immer differenzierteren Lesevermögen. Wir haben kulturell sowohl einen historisch diachronen Lesefähigkeitsverlust (Dantes „Göttliche Komödie“ als Versepos werden heute nicht mehr viele Menschen lesen können) als auch einen historisch synchronen (viele Leser haben auch keinen Zugang zur zeitgenössischen Lyrik).

Auch für die Romanliteratur des 20. Jahrhunderts dürfte sich ein solcher Prozess zeigen lassen, denn viele Texte der klassischen und späten Moderne stoßen auf keine große Leserschaft mehr und sind häufig auf dem primären Buchmarkt auch nicht mehr lieferbar. So mancher Text gilt uns heute als zu „schwierig“. Längst ist die Moderne zu einer weit zurückliegenden Epoche geworden. Ihre Text- und Erzählstrategien – die als Reflexion über die Welt heute nicht weniger relevant sind – werden nicht mehr als ästhetische Errungenschaften und wichtige Bereicherung der (ästhetischen) Wahrnehmung erlebt, sondern gelten eher als schwerfällig, das Lesen wird als zu anstrengend erlebt. Aber dass wir das Lesen fiktionaler Texte weitgehend der Unterhaltung unterordnen, ist historisch nicht immer so gewesen und damit keine naturgesetzliche Selbstverständlichkeit. Warum sich mit einem Roman nicht auch mal Mühe machen?

FAZIT

Dass die Entwicklung der menschlichen Sprache und der Textgattungen stetig voranschreitet,

ist unstrittig, und die Annahme, Kunst könne sich ausschließlich aufgrund außerökonomischer Einflussfaktoren entwickeln, wäre naiv. Gleichwohl ist das nicht gleichbedeutend damit, dass wir künstlerische Entwicklungen weitgehend von ökonomischen Prinzipien dominieren lassen. Zu fördern ist dringend eine Buch- und Lesekultur, in der die Hinwendung zu einem Text in einer entschleunigten Atmosphäre angeregt wird, in der Ruhe, Aufmerksamkeit, Reflexion und Selbstreflexion im Auffassen einer komplexen sprachlichen Äußerung möglich sind. Damit behielte Lesen die Qualität einer Begegnung, in der Autorinnen und Autoren den Lesenden ein Kommunikations- und Weltdeutungsangebot machen, in dem sich noch eine menschliche Dimension ausdrückt.

Die kulturelle Verabschiedung von den poetischen Errungenschaften beispielsweise der literarischen Moderne bedeutet eine Engführung ästhetischer Wahrnehmung zugunsten kapitalistischer Verwertbarkeit. Lesen als Zugang zum Konsum, Lesen als bloße Unterhaltung und Ablenkung – und sonst? Wenn wir Romane wie „Die Straße in Flandern“ von Claude Simon, „Schall und Wahn“ von William Faulkner, „Rayuela“ von Julio Cortázar, „Die Wellen“ von Virginia Woolf, „Jemand“ von Robert Pinget, „Das chasarische Wörterbuch – Lexikonroman“ von Milorad Pavić, „Mutmaßungen über Jakob“ von Uwe Johnson oder „Die Hornissen“ von Peter Handke nicht mehr lesen können, dann sind das kulturelle Verluste. Verluste, die dann auch in einer schriftstellerischen Gegenwart zur Nichtbeachtung etwa eines Romans wie „Und manchmal sehe ich am Himmel einen endlos weiten Strand“ von Katharina Faber führen. Ganz zu schweigen von den gesellschaftlichen Folgen davon, wenn wir uns in Gleichförmigkeit und Alternativlosigkeit einrichten. Wie sollen wir über zukünftige Formen unseres Zusammenlebens nachdenken und uns verständigen, wenn wir darauf trainiert werden, nur in den ewig gleichen Mustern zu denken?

UWE BRITTEN

ist freiberuflicher Lektor und Publizist.

uwe.britten@f-online.de

ESSAY

LESEKULTUR IM WANDEL

Heinrich Riethmüller

Die Zahl der Buchkäufer und -käuferinnen ist in den vergangenen Jahren zurückgegangen. Das bestätigte im Juni 2018 die Studie „Buchkäufer – quo vadis?“ des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und der Gesellschaft für Konsumforschung: Zwischen 2013 und 2017 ist die Zahl der Käufer um 6,4 Millionen gesunken. Zwar zeigen erste Tendenzen, dass sie sich im vergangenen Jahr wieder stabilisiert hat, und die Umsätze bewegen sich in etwa auf gleichbleibend hohem Niveau, denn Buchkäufer kaufen im Schnitt mehr Bücher pro Person und zahlen durchschnittlich höhere Preise. Dennoch bleibt die Situation ernst. Während sich auf der einen Seite Buchfans als treue Vielkäufer erweisen, gehen auf der anderen Seite mehrere Millionen Leser in wenigen Jahren verloren – eine Entwicklung, die eng mit einem Wandel des Leseverhaltens zusammenhängt.

Bei genauerem Hinschauen erkennt man: Lesen ist vielschichtiger denn je. Literaturfestivals und Lesungen boomen, Blogger und Bookstagrammer teilen Leseerlebnisse online, Buchhandlungen sind kulturelle Treffpunkte. Dennoch: Lesen ist in der Freizeit immer stärker nur eine Option von vielen. Wer Bücher liest, tut dies zunehmend aus einer bewussten Entscheidung heraus. Unbewusst lesen Menschen in ihrem Alltag hingegen mehr als vor einigen Jahren – und sie lesen anders. Das Lesen findet heute im Digitalen statt, es ist hochfrequenter und selektiver, dabei durchsetzt von Bildern.

Im Digitalen liegen der Studie zufolge auch die Gründe für die Käuferabwanderung: Die diversen Möglichkeiten der Unterhaltung haben sich erst jetzt auf das Kaufverhalten ausgewirkt – neben dem Fernsehen und dem Internet war lange Platz für Bücher. Das Bücherkaufen aufgegeben haben Menschen verstärkt in den vergangenen Jahren, in denen der Alltag wesentlich durch eine permanente Erreichbarkeit durch soziale Medien geprägt ist. Die Menschen fühlen sich zunehmend von der Schnellebigkeit und den Erwartungen des modernen Alltags unter Druck gesetzt, immer verbunden mit der Angst, sozial den Anschluss zu verlieren. So reicht abends die Energie nicht mehr, um sich

in ein Buch oder E-Book zu vertiefen. Stattdessen schauen sie lieber eine Netflix-Serie.

Natürlich hat sich die Bevölkerung auch vor der Digitalisierung nicht zu hundert Prozent aus Buchlesern zusammengesetzt. Die Stellung des Lesens in der Gesellschaft hat sich aber gravierend verändert. Nicht-Lesen führt nicht mehr zu soziokulturellem Statusverlust. Lesen ist keine Voraussetzung mehr, um am gesellschaftlichen Gespräch teilzuhaben – diese Rolle im Kulturgespräch haben zunehmend Serien übernommen, die immer hochwertiger produziert werden. Bücher hingegen müssen sich stärker rechtfertigen und sich ihre Sichtbarkeit verdienen. Sie sind mehr und mehr aus dem öffentlichen Diskurs verschwunden, gelten zuweilen als Einzelgänger-Medium.

Das Interesse an Geschichten hingegen ist ungebrochen – das zeigt nicht zuletzt der Serientrend. Auch gab es keine abrupte Ablehnung des Buchs. Die befragten Abwanderer haben an Bücher durchweg positive Erinnerungen. Lesen wird als Moment der Entschleunigung beschrieben, als Abtauchen in ferne Welten, Horizonterweiterung und Zeit für sich selbst. Informationen aus Büchern gelten unter den Befragten als besonders vertrauenswürdig. Viele sprechen sogar davon, dass sie die Zeit mit Büchern vermissen.

Nicht erst seit Veröffentlichung der Buchkäuferstudie arbeitet die Buchbranche an neuen Wegen, Leser zu erreichen. Digitale Tools sollen bei der Buchauswahl helfen, Leseproben unentschlossene Käufer gewinnen. Angebote wie Yoga in der Buchhandlung schaffen neue Zugänge und betonen die vergemeinschaftende Seite des Lesens. Sicherlich können Live-Events für das Lesen nicht die Bedeutung entwickeln, wie sie es in der Kunst oder im Theater tun.⁰¹ Aber sie können helfen, Geschichtenliebhaber zu gewinnen. Offene und niedrigschwellige Angebote sind genauso wichtig zum Überleben des Marktes, wie auf den Wert des Lesens selbst zu setzen.

Bei all diesen Überlegungen gilt: Wenn Bücher im Alltag ins Abseits geraten, steht mehr als eine Bilanz oder ein beglückendes Gefühl auf dem

Spiel. Bücher zu produzieren, dient keinem ökonomischen Selbstzweck. Die Frage, ob Bücher in unserem Alltag präsent sind, impliziert vielmehr drängende kulturelle und gesellschaftliche Fragen.

Bücher bieten Zugang zu einer Art des Lesens, auf die unsere Gesellschaft nicht leichtfertig verzichten kann. Wer keine Bücher liest, beschränkt auch seine Wahrnehmungsmöglichkeiten. Digitale Medien verändern diese maßgeblich. Der Umstand, dass viele elektronische Medien den Leser einem permanenten Fluss der Reize aussetzen und ihm vorgeben, wann er welche Inhalte zu verarbeiten habe, ist nach Erkenntnissen des Hirnforschers Wolf Singer in hohem Maße unnatürlich. Normalerweise sei es der Mensch selbst, der sich aussucht, in welchem Rhythmus er etwas lese. Als eine Folge des digitalen Lesens sieht Singer eine verringerte Aufmerksamkeitsspanne. Rein digital trainierte Leser hätten Schwierigkeiten, komplexe Sätze aufzulösen.⁰² Das Lesen von gedruckten Texten eröffnet hingegen eine Freiheit, die wir beim vorportionierten elektronischen Lesen von Kurztexten oder beim Serienschauen nicht erlangen können. Ähnliches bestätigten zuletzt die Studien des Forschernetzwerkes E-Read.⁰³ Die selbstständige Auseinandersetzung mit dem Gelesenen stärkt die Position des Eigenen und macht frei von vorgegeben Denkmustern⁰⁴ – Fähigkeiten, die in Zeiten von erstarkendem Populismus, Fake News und Clickbait-Journalismus unabdingbarer werden und elementar für die demokratische Teilhabe sind.

Ebenso wichtig für den demokratischen Diskurs sind vertrauenswürdige Quellen – mit gesellschaftlicher Verantwortung verlegte und sorgfältig recherchierte Literatur. Sie ist ein notwendiges Gegengewicht zur Schnellebigkeit digitaler Informationen und hilft, die gemeinhin als immer komplexer wahrgenommene Welt zu verstehen und Perspektiven zu hinterfragen. Dafür braucht es

zum einen Rahmenbedingungen, die ein unabhängiges und vielfältiges Verlegen ermöglichen, etwa ein modernes und faires Urheberrecht. Zum anderen muss diese Literatur nachgefragt und gelesen werden. Das Verlagswesen und das Buchhandlungsnetz in Deutschland verfügen nach wie vor über eine vorbildhafte Dichte – zwei Drittel der Buchhandlungen sind unabhängige, kleine Buchläden. Es gibt rund 3000 Buchverlage in Deutschland, davon ein beträchtlicher Teil unabhängige und kleine Verlage, die es sich vielfach zur Aufgabe gemacht haben, abseits des Mainstreams zu publizieren. Sie setzen auf Spezialinteressen und schecken nicht davor zurück, auch das Skurrile und Abseitige zu befördern sowie Gedanken herauszubringen, die dazu beitragen, gesellschaftliche Normen zu verändern. Eine rückläufige Zahl an Buchhandlungen, eine geringe Präsenz von Büchern im Alltag und schwindende Interessengruppen gefährden allerdings diese „Bibliodiversität“ und damit ein fragiles kulturelles Ökosystem, das das Wachsen von Ideen und politischer Diversität ermöglicht.⁰⁵ Eine schrumpfende Leserschaft dünnt langfristig auch den Markt der Ideen aus.

Das Interesse an Büchern bei Kindern und Jugendlichen hat in den vergangenen Jahren im Vergleich zur Gesamtrendenz weniger stark abgenommen.⁰⁶ Offen bleibt: Werden Kinder zu Lesern, wenn sie langfristig immer weniger lesende Vorbilder haben? Vertieftes Lesen ist nach wie vor die wichtigste Form der Wissensaneignung. Sinnerfassend lesen zu können, ist elementar für die gesellschaftliche Teilhabe und letztlich eine Frage der Chancengleichheit.⁰⁷ Eine bessere und vernetzte Leseförderung wie der Börsenverein sie unter anderem zusammen mit der Autorin Kirsten Boie mit der „Hamburger Erklärung“ gefordert hat, gehen deshalb mit dem Einsatz für das Buch Hand in Hand.

Der Wandel der Lesekultur in Deutschland stellt Buchbranche, Politik, Medien und Bildungsinstitutionen vor die gemeinsame Aufgabe, zu vermitteln, welche zentralen Fähigkeiten das Lesen auch für die digitale Welt vermittelt. Bücher erfüllen das Bedürfnis nach Entschleunigung, nach Perspektivenreichtum und hochwertigen Informationen auf ideale Weise. Sie verdienen Sichtbarkeit auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens.

HEINRICH RIETHMÜLLER

ist Buchhändler und Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.

vorsteher@boev.de

01 Vgl. Drew Nelles, *Solitary Reading in an Age of Compulsory Sharing*, in: Paul Socken (Hrsg.), *The Edge of the Precipice. Why Read Literature in the Digital Age?* Montreal u.a. 2013, S. 42–51, hier S. 43.

02 Vgl. Wolf Singer, *Was passiert, wenn wir das richtige Lesen verlernen?*, 13.10.2018, www.faz.net/aktuell/feuilleton/-15833090.html.

03 Vgl. *Zur Zukunft des Lesens – Stavanger-Erklärung*, 22.1.2019, www.faz.net/aktuell/feuilleton/-16000793.html.

04 Vgl. Sven Birkerts, *Reading in a Digital Age*, in: Socken (Anm. 1), S. 27–41, hier S. 41.

05 Susan Hawthorne, *Bibliodiversität. Manifest für unabhängiges Publizieren*, Berlin 2017, S. 10–28.

06 Vgl. *Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, KIM-Studie 2016. Kinder, Internet, Medien*, Stuttgart 2017, S. 21–25.

07 Vgl. Andreas Platthaus, *Was uns noch mehr spaltet*, 18.10.2018, www.faz.net/aktuell/feuilleton/-15833065.html.

INTERVIEW

DER KONTAKT ZU UNSERER KULTUR STEHT AUF DEM SPIEL

Acht Leseforscher aus verschiedenen Disziplinen antworten auf Fragen zum Einfluss der Digitalisierung

Immer größere Teile unserer täglichen Lektüre finden auf Bildschirmen statt. Manche Gewohnheiten des digitalen Lesens beeinträchtigen auch das Lesen auf Papier. Wir müssen Schutzmaßnahmen entwickeln und zugleich die Vorzüge des digitalen Lesens ausschöpfen.

Vier Jahre gemeinsamer Forschung und Diskussion von Wissenschaftlern aus ganz Europa zu den Auswirkungen der Digitalisierung auf das Lesen fanden Anfang des Monats ihre Zusammenfassung in einer Konferenz. Welche Arbeitsergebnisse halten Sie persönlich für die wichtigsten – und warum?

Adriaan van der Weel – Die Möglichkeit, mit Wissenschaftlern aus so unterschiedlichen Fachgebieten zusammenzuarbeiten, hat gezeigt, wie reich, komplex und vielfältig das Phänomen des Lesens ist. Das ist äußerst wertvoll, wenn wir die zahlreichen Veränderungen verstehen, bewerten und ansprechen wollen, die von der Bildschirmrevolution ausgelöst werden. Unser E-READ-Netzwerk (*Kasten, Anm. d. Red.*) hat begonnen, das Lesen und die Leseforschung stärker ins Bewusstsein zu heben. Diese Sichtbarkeit ist dringend erforderlich.

Anne Mangen – Es ist uns gelungen, Sozialwissenschaftler, Neurowissenschaftler und Geisteswissenschaftler in empirischen Projekten zusammenzubringen, die inzwischen ein

sehr viel nuancierteres Licht auf die Effekte und Implikationen der Digitalisierung hinsichtlich des Lesens werfen. Eine Reihe empirischer Studien haben Lücken und Mängel im bisherigen Modell aufgezeigt und Aspekte sichtbar gemacht, die einer weiteren und genauer abgestimmten empirischen Durchdringung in zukünftigen Forschungen bedürfen.

Miha Kovač – Für mich ist das interessanteste Ergebnis der Zusammenarbeit eine Metastudie von Delgado und anderen zu den Unterschieden zwischen der Lektüre auf Papier und auf dem Bildschirm. Dieser Überblick über 54 Studien mit mehr als 170 000 Teilnehmern aus unterschiedlichen Teilen der Welt hat eindeutig erwiesen, dass auf dem Gebiet des Textverständnisses der Bildschirm dem Druck unterlegen ist. Die digitale Technik macht das Lernen nicht automatisch leichter und erfolgreicher. Der Druck hat immer noch seine Vorzüge, vor allem bei der Lektüre langer und komplexerer Texte.

Anezka Kuzmicova – Studien haben gezeigt, dass die Selbst-

kontrolle der Schlüssel zur Entwicklung eines guten Textverständnisses ist. Das gilt auch unabhängig vom eingesetzten Medium: Auch beim Lesen eines gedruckten Buchs können wir von digitalen Geräten in unserer Umgebung abgelenkt werden. Aber die Eltern – die Menschen aus der häuslichen Umgebung der angehenden Leser – haben es meist schwer, das Lesen zu lehren oder zu fördern, weil sie selbst nicht die Selbstkontrolle erlernt haben, die notwendig wäre, um digitale Ablenkung zu vermeiden.

Theresa Schilhab – Das wichtigste Ergebnis besagt, dass Leser dazu neigen, ihre eigenen Fähigkeiten bei der Lektüre von Lehrmaterialien zu überschätzen. Der multifunktionale Bildschirm vereint eine Vielzahl von Nutzungsweisen, von Schularbeiten über soziale Kommunikation bis zur Unterhaltung, er fördert per se ein oberflächliches Lesen. Das ist sehr wichtig, denn ein tiefes Lesen kann als einer der „natürlichen“ und „intuitiven“ Bereiche gelten, in denen das Vorstellungsvermögen und die Fähigkeit, über

Unter dem Akronym E-READ (Evolution of Reading in the Age of Digitisation) diskutieren seit Ende 2014 Forscher aus mehr als dreißig Ländern multidisziplinär die Veränderungen des Lesens durch die Digitalisierung. Nach vier Jahren läuft die Förderphase durch die European Cooperation in Science and Technology (Cost) nun aus. Zur abschließenden Konferenz in Stavanger zählt E-READ etwa 180 Mitglieder. Acht von ihnen antworten hier auf unsere Fragen.

PAUL VAN DEN BROEK

beschäftigt sich an der Universität von Leiden in den Niederlanden mit den kognitiven und neurologischen Grundlagen des Lesens und Lernens. Er untersucht gegenwärtig, welche Leseprozesse von herkömmlichen wie digitalen Formaten am besten angesprochen werden.

MIHA KOVAČ

erforscht an der Universität von Ljubljana in Slowenien Buchmärkte, Verlage und das Lesen. Seine besondere Aufmerksamkeit gehört Bildungsverlagen und Lernwerkzeugen im Unterricht.

ANEZKA KUZMICOVA

arbeitet am Institut für Kultur und Ästhetik der Universität von Stockholm in Schweden. Sie beschäftigt sich mit körperbezogener Kognition und der Förderung engagierten Lesens bei Kindern.

ANNE MANGEN

vom Norwegischen Zentrum für Leseerziehung und -forschung an der Universität in Stavanger

leitet das E-READ-Netzwerk. Sie erforscht die Unterschiede ausdauernden Lesens sowie die Lernerfolge von Schülern beim Lesen auf Papier oder auf Bildschirmen.

LADISLAO SALMERÓN

beschäftigt sich am Institut für Leseforschung der Universität in Valencia, Spanien, mit dem Leseverständnis in der digitalen Welt sowie mit verschiedenen Verfahren, das digitale Lesen zu verbessern.

THERESA SCHILHAB

erforscht im Zentrum für Zukunftstechnologien, Kultur und Lernen der Universität in Aarhus, Dänemark, die Folgen des Bildschirmlesens für Aufmerksamkeitsressourcen und die digitaler Geräte auf Naturerfahrungen von Kindern.

JENNY THOMSON

beschäftigt sich am Institut für Kommunikationswissenschaften der Universität in Sheffield, England, mit der Entwicklung sprachlicher und schriftlicher Fähigkeiten. Sie arbeitet an der Unterstützung von Lehrern bei der Auswahl von Apps zur Leseförderung.

ADRIAAN VAN DER WEEL

ist zweiter Kopf von E-READ, Buchwissenschaftler an der Universität in Leiden, Niederlande, und beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Auswirkungen technologischer Entwicklung sowie den bewussten Zielen des Lesens und dessen unbewussten Folgen.

diese Vorstellungen nachzudenken, gefördert werden. Wenn die vom Bildschirm unterstützte Multifunktionalität die kognitive Erfassung von Texten erschwert, verlieren wir womöglich ein wichtiges Instrument, das uns seit der Aufklärung begleitet.

Paul van den Broek – Die eigentlich wichtige Frage lautet nicht, ob digitales oder herkömmliches Lesen „besser“ ist, sondern welche Verarbeitungsarten beide jeweils am

besten bereitstellen und wie diese Verarbeitungsarten sich am besten für optimales Lesen und Lernen nutzen lassen. Anders gesagt: Wir müssen über die Möglichkeiten, Probleme und Vorzüge der verschiedenen Formate nachdenken – und sie auch explizit vermitteln. Dabei steht fest, dass die einzigartigen Vorzüge digitaler Leseumgebungen nicht auf angehende, in Entwicklung begriffene und noch mit Problemen kämpfende Leser beschränkt sind. Auch

bei guten, auch bei erwachsenen Lesern sind die Vorteile möglicherweise sehr groß.

In welchem Austausch steht die E-READ-Community mit Lehrern, Eltern, Unternehmen und Politikern?

Schilhab – Ein solcher Austausch unterzieht uns Wissenschaftler einem höchst willkommenen Realitätstest.

Mangen – Es hat sich gezeigt, dass ein solcher Kontakt erstaunlich schwer herzustellen

len ist. Wir können nur hoffen, dass die Informationsveranstaltungen in Stavanger, an denen Vertreter aus einigen wichtigen Bereichen wie dem Verlagswesen, der Leseförderung und der Politik teilnahmen, der Beginn eines häufigeren und wechselseitig informativen Dialogs waren. Leider fehlten auf der Konferenz Vertreter der Europäischen Kommission und aus der Praxis, zum Beispiel von Lehrgewerkschaften. Eingeladen waren sie.

Kovač – Ich wundere mich über die Blindheit europäischer wie auch vieler nationaler Entscheidungsträger aus dem Bildungsbereich für die Forschung auf diesem Gebiet. Abgesehen von einigen Technikgegnern, die die Digitalisierung verteufeln, verhält sich die Mehrheit der Entscheider so, als wäre der vollständige Ersatz des Papiers durch digitale Medien nur eine Frage der Zeit und als gäbe es keine Studien, die belegen, dass der Bildschirm beim Lesen langer Texte dem Papier unterlegen ist. Selbst die jüngsten Dokumente der EU zu Digitalisierung und Bildung ignorieren die Tatsache, dass Druck und Bildschirm unterschiedliche Anforderungen stellen, die unterschiedliche kognitive Prozesse unterstützen und deshalb sorgfältig bedacht werden sollten.

Ihre ausgewogene Position steht unter Druck von zwei Seiten: von Kritikern der Digitalisierung wie von deren Initiatoren und Befürwortern. Ist das richtig?
van der Weel – Das ist richtig. Wir erleben heute im Blick auf die Digitalisierung eine erstaunliche Polarisierung. Unsere größte Herausforderung ist

die Frage, wie wir Menschen an beiden Extremen dieses Spektrums ansprechen können. Solange uns das nicht gelingt, gibt es keine Hoffnung auf einen konstruktiven Dialog über die lebenswichtigen Entscheidungen, die wir und alle interessierten Beteiligten zu treffen haben.
Ladislao Salmerón – Entscheidend wird sein, das richtige Verhältnis zwischen Digitalisierung und Druck zu finden. Beide haben wichtige Aufgaben zu erfüllen. Ein Beispiel wäre die Entwicklung digitaler Lesefähigkeiten. Bis im vierten Schuljahr eine gute Grundlage für das Leseverständnis gelegt ist, könnten Kinder sich mit gedruckten Texten auf die Einübung grundlegender Verstehensprozesse ohne die in digitalen Umgebungen üblichen Ablenkungen konzentrieren. Werden diese Fähigkeiten erst beherrscht, könnten wir die Schüler in die Benutzung fortgeschrittener Lese-Tools einführen, da sie dann in der Lage wären, mit potentiellen Ablenkungen zurechtzukommen.

Studien zeigen, dass Texte auf digitalen Geräten eher überflogen als konzentriert durchgelesen werden. Das könnte zunehmend auch das Lesen von gedruckten Texten betreffen. Welche Grundlage hat diese Sorge?

Mangen – Eine ganze Reihe empirischer Studien auf diversen Fachgebieten.

Schilhab – Wir erleben möglicherweise einen vollkommen neuen Umgang mit Texten. Die durchschnittlich pro Tag und Kopf konsumierte Textmenge ist gewaltig angestiegen. Die Gefahr einer Informationsüberlastung geht einher

mit dem Lesen digitaler Texte. Das Überfliegen von Texten ist eine Möglichkeit, sich einen Überblick zu verschaffen. Das Überfliegen wird zur Gewohnheit, und wir laufen Gefahr, oberflächliche Leser zu werden, Info-Konsumenten, die verzweifelt browsen und süchtig zum nächsten „Info-Schuss“ hasten. Dann verlernen wir die Strategie des geduldigen Verweilens beim Ungewohnten, oder wir haben sie nie erlernt. Wir verlernen es, uns von den Worten des anderen berühren zu lassen und darüber nachzudenken, was diese Worte in unserer persönlichen Welt bedeuten mögen. Wir tauschen das geduldige, sensible Lesen, das Zeit braucht, um sich zu nahezu körperlich empfundenen Erfahrungen und wilden Assoziationen zu entwickeln, gegen ein hastiges Lesen ein, das sich nach gar nichts anfühlt.

In der Debatte liegt der Fokus immer noch auf einem Vergleich zwischen dem Lesen auf Papier und dem auf digitalen Geräten. Sollten wir da nicht genauer unterscheiden? Gibt es vielversprechende Forschungen in diese Richtung?

Jenny Thomson – Ja, die gibt es. Die Fokussierung auf Papier und digitale Geräte führt zu einer Dichotomisierung und ignoriert sowohl die Variationen innerhalb des Mediums – wie verschiedene Arten digitaler Geräte wie Smartphone, E-Reader und andere – als auch die Variationen in der Präsentation des Textes, die sich quer durch die verschiedenen Medien ziehen: Schriftarten, Abstände, Textfluss und Bilder. Geräte von der Größe eines

Smartphones können vor allem jungen Erwachsenen mit Dyslexie das Lesen erleichtern, während das alltägliche Leseverständnis durch die Einfügung von Hyperlinks in den Text – positiv wie negativ – beeinflusst werden kann, egal, ob man dem Link nun tatsächlich nachgeht oder nicht.

Die Forschung zeigt: Wie und was wir lernen, wissen und können, hängt in beträchtlichem Maße von Aspekten ab, die den gesamten Körper betreffen. Welchen Zusammenhang gibt es zwischen den körperlichen Aspekten der Kognition und dem Lesen auf Papier oder auf digitalen Geräten?

Kuzmicova – Wir lesen in mehrfacher Hinsicht mit dem ganzen Körper. Beim Lesen gedruckter Texte organisieren wir unser Wissen über den Text wie auch unsere Erinnerung an räumlichen Aspekten, etwa daran, wie viele Seiten wir körperlich zu jedem Zeitpunkt in beiden Händen halten. Beim digitalen Lesen fehlt diese Verleiblichung. Ein weiterer Aspekt ist die Fähigkeit, unser Wissen über die Welt zu entfalten, wenn wir zulassen, dass Geschichten uns sinnliche Erfahrungen vermitteln. Die Phantasie ist ein wichtiges Moment beim Lesen fiktionaler Literatur, aber multifunktionale Geräte können diese Fähigkeit beeinträchtigen, weil sie so stark mit realer visueller Stimulation verbunden sind.

Schilhab – Das Lesen eines linearen Textes auf einem Bildschirm wird von taktilen, auditiven, haptischen, sensorischen und ergonomischen Aktivitäten bestimmt. Durch die Wiederholung simultaner

Aktivitäten sind neuronale Verknüpfungen auch nach dem Ende der eigentlichen Stimulation in stärkerem Maße verfügbar. Selbst wenn nur ein kleiner Teil des neuronalen Netzes bei der betreffenden Aktivität erregt wird – etwa bei der Empfindung des Gewichts des Buches und dessen Lage in der Hand –, stellt dieser Mechanismus sicher, dass das gesamte Netz beteiligt ist. Solche Prozesse sind wichtig, wenn wir das Lesen eines linearen Textes auf dem Bildschirm oder auf Papier vergleichen. Der stoffliche Charakter des Papiers bietet eine bessere Grundlage für das Memorieren des Textes. Das Umblättern stützt die Fähigkeit, sich den Zeitverlauf des Plots aufgrund der Anzahl der umgeblätternen Seiten einzuprägen. Das gedruckte Buch bietet eine größere Ähnlichkeit mit Raum und Zeit als dessen elektronisches Gegenstück.

Worin besteht der nächste wichtige Schritt bei dem Versuch, das Lesen einschließlich seiner immersiven Formen gegen mögliche Verluste aufgrund der Digitalisierung zu verteidigen?

Mangen – Es geht uns hier weniger um „Verteidigung“. Wir möchten vor allem deutlich machen, wie wichtig das Lesen von Texten – und insbesondere das geduldige Lesen langer Texte – in kultureller und kognitiver Hinsicht ist. Maryanne Wolf hat das in ihrem Hauptreferat in Stavanger sehr schön zum Ausdruck gebracht: „Wenn das Lesen sich in erheblichem Maße verändert und an digitale Eigentümlichkeiten anpasst, werden wir das tiefe Lesen verringern und weniger Zeit haben, komplexe

Zusammenhänge zu begreifen, die Gefühle anderer Menschen zu verstehen, Schönheit wahrzunehmen und das kulturelle Erbe zu schätzen.“ In den massiven und rapiden Veränderungen unserer Zeit zeigt sich, wie wichtig das tiefe Lesen auf persönlicher, aber auch auf gesellschaftlicher und kultureller Ebene ist.

Worauf sollte man sich als Nächstes konzentrieren, um eine gut informierte Debatte über Lesen und Digitalisierung zu fördern?

Kuzmicova – Auf die Entwicklung und Vermittlung von Strategien der Selbstkontrolle für Erwachsene und Kinder.

Schilhab – Wir müssen darüber diskutieren, wie wir mit den Defiziten des Bildschirms umgehen sollen und wie wir der jüngeren Generation beibringen können, sich in der Informationsflut zurechtzufinden. Müssen wir unsere kritischen Sinne sehr viel stärker trainieren als bisher? Müssen wir, da die Stofflichkeit uns nicht mehr helfen kann, Strategien entwickeln, die uns Raum und Zeit für Reflexion und Nachdenken sichern?

van der Weel – Können wir unser Verständnis des Phänomens der unbeabsichtigten Technikfolgen verbessern, also der Tatsache, dass manche Auswirkungen des Einsatzes von Technologien – ob sie nun „gut“ oder „schlecht“ sein mögen – nicht vorausgesehen werden? Und können wir dieses Verständnis nutzen, um die Auswirkungen des Bildschirms auf unser tiefes Lesen abzuschwächen?

Kovač – Ist das Lesen langer Texte per se etwas Gutes, ver-

weist die abnehmende Zahl der Buchleser also auf einen zivilisatorischen Rückschritt? Oder gibt es gar keinen Unterschied zwischen der Lektüre eines Unterhaltungsromans, dem Anschauen einer skandinavischen Fernsehkrimiserie und der Versenkung in ein Computerspiel, so dass der Rückgang der Buchverkäufe gar keinen kulturellen Verlust darstellt? Falls die Antwort auf diese Frage „ja“ lautet und es gibt keine kulturellen Verluste, könnten wir dann nicht zum Beispiel Bibliothekstherapie durch Fernseh-Therapie und Spiele-Therapie ersetzen und das Lesen von Büchern aus dem Primar- und Sekundarschulunterricht einfach hinauswerfen? Und falls die Antwort „nein“

lautet, fragt sich, wodurch sich denn nun die Versenkung ins Fernsehen oder in Computerspiele unterscheidet. *van den Broek* – Wie sehen die Prozesse aus, wenn Kinder unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft auf digitalen Plattformen nach Informationen suchen? Wie lassen sich verschiedene digitale Geräte miteinander und mit der traditionellen Verarbeitung von Texten vergleichen? Wir wissen viel darüber, wie Kinder und Erwachsene traditionelle Texte verarbeiten, wie sie eine mentale Karte der Textinhalte erstellen, wie sie dadurch Wissen erwerben und aus Texten lernen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob

verschiedene digitale Formate dieselben Prozesse nutzen oder vielleicht neue Prozesse ermöglichen, die zu einem tieferen Verständnis führen könnten. Was sollte bei den digitalen Formaten vermieden werden? Was sollten Lehrer tun, und was sollten sie nicht tun?

Das Interview erschien zuerst in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 10. 2018, S. B 6. Die Fragen stellte Fridtjof Küchemann; aus dem Englischen übersetzt von Michael Bischoff.

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.

Politisch, aktuell und digital

APuZ – auch im ePub-Format
für Ihren E-Reader. Kostenfrei auf
www.bpb.de/apuz



ESSAY

LESEN UND GELESEN WERDEN

Wie Social Media die
öffentliche Debatte steuert*Schlecky Silberstein*

Bei aller Interaktivität dürfen wir nicht vergessen: Das Internet ist in der Hauptsache noch immer ein Lesemedium – ein unfassbar anspruchsvolles Lesemedium, nicht selten sogar ein Medium, das zwar gelesen werden will, aber gleichzeitig alles dagegen tut, in Ruhe gelesen zu werden. Und auch wenn es sich bei beiden Medien um Buchstaben vor einem Hintergrund handelt, könnten Print-Texte und Online-Artikel in Sachen Leseerfahrung unterschiedlicher nicht sein.

Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass Sie vor der Lektüre einer Zeitung einmal für alles zahlen und dann nie wieder zur Kasse gebeten werden. Weder ihre Kreditkartendaten, noch ihre Aufmerksamkeit, noch ihre Verhaltensdaten werden bei der Lektüre eines analogen Print-Produkts abgefragt. Online sieht es anders aus: Es kostet Sie anfangs nichts – vorausgesetzt, der Artikel befindet sich nicht hinter einer Bezahl-schranke –, dafür werden sie während der Lektüre meistens unterbewusst mit ihrer Aufmerksamkeit zahlen. Strategen aus dem Bereich der Online-Werbung finden regelmäßig neue Wege, Ihren Lesefluss zu unterbrechen. Während ein klassischer Print-Autor davon ausgehen darf, dass sein Adressat seinen Fokus voll und ganz auf das Papier gerichtet hat, das den Text transportiert, weiß der Autor digitaler Schriften, dass die Aufmerksamkeit seines Lesers von allen Seiten mit Interaktionsimpulsen bombardiert wird: Schau mich an, klick mich an, denk über mich nach. Das fordert Opfer in der Informationstiefe, aber nichts ist für einen Verfasser schmerzlicher als ein Text, der nicht zu Ende gelesen wurde.

Das Veröffentlichen in digitalen Medien hat die Dramaturgie der Texte komplett verändert. Grundsätzlich gilt: Früher war mehr Zeit für Text. Wenn ich mir Prosa aus dem 18. Jahrhun-

dert durchlese, habe ich den Eindruck, dass die Autoren für ein Publikum geschrieben haben, dass nach der Hälfte des Tages nicht wusste, wohin mit der Restzeit. Ein Szenario, das uns heute undenkbar erscheint. Marcel Proust konnte in seinem Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (erschienen zwischen 1913 und 1927) seitenlang über einen Keks und die damit verbundene Erinnerung an vergangene Zeiten schreiben, meine Lektorin würde heute beim gleichen Text anmerken: Geht kürzer, wenig Substanz, bitte verdichten. Soviel zur Oberfläche. Begleiten Sie mich nun in die Tiefe der abenteuerlichen Erfahrungen des vernetzten Lesers.

DER GLÄSERNE
LESER

Um den Unterschied zwischen analogem und digitalem Lesen zu verstehen, müssen wir zunächst den „Informationsträger“ digitaler Texte definieren. In den meisten Fällen ist das Medium Ihr Computer oder Ihr Tablet, streng genommen auch Ihr Smartphone. Es hilft für das Verständnis der eigenen Rolle in der vernetzten Welt, wenn Sie sich stets alle ihre vernetzten Geräte als Sensoren vorstellen, die alles, was Sie tun, genauestens messen und an Menschen melden, die Sie nie im Leben kennengelernt haben. Bevor Sie jetzt fragen, was das alles mit der digitalen Leseerfahrung zu tun hat: Sehr viel. Denn in der Regel werden auch Sie „gelesen“, während sie lesen.

Noch immer gehen die meisten Internetnutzer davon aus, sich einseitig mit Informationen zu versorgen, sobald sie ein vernetztes Gerät zur Hand nehmen. Das ist ein Trick. In Wirklichkeit ist das Internet im Jahre 2019 kein Lesemedium, sondern ein lesendes Medium, das den ahnungslosen Leser liest.

Um die Ausmaße davon zu verdeutlichen, stellen Sie sich einfach vor, der Kalte Krieg wäre anders ausgegangen und die sieche BRD hätte sich 1990 mit der prosperierenden DDR wiedervereinigt. Nehmen wir an, die Staatssicherheit hätte um 2005 herum das sozialistische Internet samt sozialistischem sozialen Netzwerk namens Facebook ausgerollt. Man hätte den Bürgern ein System präsentiert, über das sich jeder bequem registrieren und sein Innerstes nach außen kehren kann. Die Bürger hätten Spaß mit den neuen Möglichkeiten und würden vor ihrem Staat den Hut ziehen, weil nahezu alles (Information, Unterhaltung, Kommunikation) in diesem neuen System kostenlos ist. Man würde der vernetzten Arbeiterklasse ein ungeahntes Maß an neuer Meinungsfreiheit zubilligen und viele von denen, die in den 1980ern auf die Partei schimpften, würden einräumen: Sie hatte wohl doch recht. Mit dieser Perestroika 2.0 würde die Partei ihre Bürger sogar ermutigen, ihre freie Meinung so oft und so leidenschaftlich wie möglich mithilfe des neuen Systems zu äußern. Denn auf diese Weise entstehen Daten, die alle in das Profil eines jeden einzelnen Bürgers einfließen. Die alten Stasi-Akten würde man schnell einmotten, denn was jeden Tag an Informationen auf dem neuen Stasi-Server einginge, ermöglichte der Partei, ihre Bürger besser zu kennen, als diese sich selbst.

Zum Glück hat die Geschichte eine andere Wendung genommen – das System gibt es trotzdem. Es ist nur auf mehrere Schultern verschiedener Unternehmen verteilt, deren Ziel es nicht ist, mithilfe der gesammelten Daten abtrünnige Bürger zu kontrollieren, sondern Geld zu verdienen.

Auch wenn Sie außerhalb eines sozialen Netzwerks einen Online-Artikel lesen, werden mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedliche Daten von Ihnen erfasst: Wie lange Sie lesen, wohin Sie klicken, wie sich Ihr Scrollrädchen verhält, bei welchen Textpassagen Sie hängen bleiben, von welcher Seite Sie kommen, welche Seite Sie nach der Lektüre aufrufen und vieles mehr. Auf diese Weise wollen Online-Publisher ihre Reichweite optimieren und passen die Textführung, den Inhalt, die Schlagworte, die Seitengestaltung sowie die Wahl der Bilder so an, dass die statistische Wahrscheinlichkeit, dass Sie den Artikel teilen, möglichst hoch ist. Denn wenn Sie das tun, multipliziert sich seine Reichweite. Das bedeutet: Mehr Menschen besuchen die Seite, die den Artikel zur Verfügung stellt, und sehen die dort geschaltete

Werbung. Üblicherweise teilen wir Artikel selten per Mail, sondern über ein soziales Netzwerk. Das heißt, Artikel werden auf der Grundlage von Interessen des jeweiligen sozialen Netzwerks optimiert. Hier verbirgt sich der zentrale Unterschied zwischen Nachrichten auf Papier und Nachrichten auf einem vernetzten Gerät. Bei einer Zeitung gibt es keine Möglichkeit, einen Artikel gleichzeitig mit einer theoretisch unbegrenzten Zahl an Menschen zu teilen. Ebenso wenig kann ein Zeitungsartikel viral werden, denn die Höhe der Auflage ist begrenzt. Und so spielen die Bedürfnisse eines sozialen Netzwerks bei der Gestaltung eines Print-Artikels keine Rolle. Dieser vermeintlich kleine Unterschied spielt eine dramatisch große Rolle bei den größten Problemen unserer Zeit.

KONSUM UND VERBREITUNG VON ONLINE-ARTIKELN

Es gibt eine grundsätzliche Tendenz bei der Verbreitung von Online-Artikeln, die einen starken Einfluss auf gesellschaftliche sowie politische Dynamiken haben. Facebook spielt dabei als größter Nachrichtenmakler der Welt eine zentrale Rolle. 2014 veröffentlichte die „New York Times“ versehentlich ein Strategiepapier, auf das Medienhäuser weltweit mit einer Mischung aus Sorge und Panik reagierten.⁰¹ Zwischen 2011 und 2013 sei die Zahl der Leser, die ihre Nachrichten gezielt über die Startseite auf nytimes.com suchten, von 160 Millionen auf 80 Millionen gesunken. Der Rest kam mehr oder weniger zufällig über Empfehlungen auf Facebook. Man mag sagen: Über welchen Weg die Leser zur „New York Times“ kommen ist doch egal, bestenfalls gewinnt das Blatt durch Facebook neue Leser. Und zum Teil stimmt das auch. Das Papier teilte aber noch eine andere Beobachtung. Die Art und Weise, wie Nachrichten und Nachrichtenkonsumenten zueinander finden, verändert sich dramatisch, wie eine Umfrage aus dem Jahr 2013 der US-amerikanischen Filiale der Gesellschaft für Konsumforschung ergab: Mehr als 5000 Facebook-Nutzer wurden nach ihrem Nachrichtenkonsum über Facebook befragt. 16 Prozent gaben an, auf Facebook gezielt nach Informationen zu suchen, 78 Prozent sagten, sie stolperten dort lediglich über Nachrichten. Das ist neu. Früher entschied sich der auf Mündigkeit erpichte Bürger

⁰¹ Vgl. Stefan Schulz, Redaktionsschluss: Die Zeit nach der Zeitung, München 2016, S. 220.

aktiv für Nachrichten, indem er sich eine Zeitung kaufte oder rechtzeitig zur „Tagesschau“ respektive den „Tagesthemen“ den Fernseher einschaltete. Heute scrollen wir durch unseren Facebook-Feed und lassen uns überraschen. Das ist das Spannende an Facebook: Es können Urlaubsbilder eines Bekannten angezeigt werden, lebensverändernde Sinnsprüche oder eben ein Nachrichtenartikel, den einer unserer Facebook-Freunde für teilenswert hält, meist mit einem persönlichen Kommentar versehen, der die Empfehlung unterstreicht. Nicht jede Überschrift führt zum Klick auf den ganzen Artikel, aber im Vorbeiscrollen nistet sie sich in unserem Unterbewusstsein ein. Dagegen können wir gar nichts tun. Auf diese Weise ist Facebook immer mehr zum Mittler zwischen Nachrichtenproduzenten und Nachrichtenkonsumenten geworden. Unterm Strich hat es das Unternehmen damit geschafft, die Regeln vorzugeben, nach denen Artikel ihre Leser finden.

ALGORITHMEN UND ANGST

Ein Newsfeed ist so etwas wie die Startseite eines sozialen Netzwerks. Hier finden Sie auf einer Art niemals endenden Wand die Postings der Menschen oder Organisationen, die Sie im Laufe ihrer Social-Media-Karriere abonniert haben. Im Falle von Facebook wird dieser Newsfeed streng kuratiert, damit er für Sie relevant bleibt. Entsprechend sehen sie nie die Status-Updates dieses ehemaligen Schulfreundes, dessen Freundschaftsanfrage sie eher aus Höflichkeit angenommen haben. Es sei denn, Sie liken ab und an seine Selfies. Das wäre eine Interaktion und wird von einem Algorithmus als Hinweis darauf identifiziert, dass dieser Kontakt relevant für Sie sein könnte. Ansonsten filtert der Algorithmus die Person früher oder später aus Ihrem Newsfeed heraus, was ihre Relevanz noch weiter sinken lässt.

Die Algorithmen von Facebook haben eine einfache Zielfunktion: Sie sollen die Inhalte, die wir im Newsfeed sehen, so auswählen, dass unsere Interaktionsbereitschaft auf ein Maximum steigt. Aber wann und wie steigt unsere Interaktionsbereitschaft? Gibt es Parameter, die unsere Interaktion begünstigen? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir die Technologie verlassen und uns der Psychologie widmen. Tatsächlich reagieren wir auf unterschiedliche emotionale Impulse unterschiedlich intensiv. So reagieren

wir auf das Gefühl der Angst messbar schneller und intensiver als auf andere Gefühle. Aus gutem Grund: In den vergangenen 2,8 Millionen Jahren hat sich das Gehirn der Gattung Homo zum perfekten Bedrohungssensor entwickelt. Der moderne Mensch vergisst allzu leicht, dass die Menschheit Gesetze und Medikamente erst seit extrem kurzer Zeit kennt. Mehr als 99 Prozent der Geschichte des Homo Sapiens besteht exklusiv aus dem Kampf ums Überleben gegen Tiere, Krankheitserreger, Umwelt und Artgenossen. Wer eine dieser Bedrohungen falsch eingeschätzt oder nicht wahrgenommen hatte, bezahlte in der Regel unmittelbar mit dem Leben. Was unsere Vorfahren gerettet hat, ist die Fähigkeit, Bedrohungen wahrzunehmen, kurz: die Angst. Während die leichtsinnigen Exemplare der Gattung Homo wenig Zeit hatten, ihre Gene weiterzugeben, überlebten die Ängstlichen und prägten über diesen natürlichen Selektionsprozess unseren Charakter und unsere Wahrnehmung. Die Luxus-Emotionen wie Glück, Zufriedenheit und Liebe empfinden wir heute als elementar wichtig, evolutionär gesehen spielen sie praktisch keine Rolle. Unser Körper hat seine wichtigsten Funktionen voll und ganz in den Dienst der Angst gestellt. Noch bevor wir spüren, dass wir Angst haben, passieren viele faszinierende Dinge in unserem Körper gleichzeitig: Zum Beispiel werden unsere Skelettmuskulatur und unsere Bronchien besser durchblutet und unser Sehfeld wird größer.⁰²

Angst verleiht uns buchstäblich Superkräfte. Allerdings leben wir heute in einer Zeit, in der Gefahren und Bedrohungen verglichen mit der Jungsteinzeit lächerlich klein wirken – zumindest in westlichen Industrienationen. Die Menschheit hat in den vergangenen 3000 Jahren einen gigantischen zivilisatorischen Kraftakt geleistet, der uns zum einen durch Gesetze und Institutionen voneinander schützt, zum anderen haben technologische und medizinische Entwicklungen zu einem Quantensprung in Sachen Sicherheit und Lebensqualität geführt. Unsere Wahrnehmung und unsere Reflexe sind allerdings nicht die Summe aller Erfahrungen aus dem 20. und 21. Jahrhundert, sondern aller Erfahrungen der vergangenen 2,8 Millionen Jahre und damit nicht immer zeitgemäß. Das gilt zum Beispiel auch für die vom Psychologen Daniel

02 Vgl. Hans Morschitzky, *Angststörungen: Diagnostik, Erklärungsmodelle, Therapie und Selbsthilfe bei krankhafter Angst*, Hamburg 2013, S. 213.

Kahneman besprochene Negativitätsdominanz.⁰³ Dahinter verbirgt sich die grundsätzliche Tendenz unseres Gehirns, schlechte Nachrichten schneller und intensiver wahrzunehmen als gute Nachrichten. In der Lebensrealität eines Menschen aus der Jungsteinzeit ist dieses Phänomen gerechtfertigt, heutzutage füllt es Therapeuten-Praxen.

Was hat das mit unserem Nachrichtenkonsum zu tun? Die dominante Emotion, auf die wir signifikant schneller und intensiver reagieren, ist die Angst. Man kann auch sagen: Unsere Interaktionswahrscheinlichkeit ist dann am größten, wenn wir uns bedroht fühlen. Oder anders: Wer unsere Interaktionsfreude maximieren möchte, muss uns in eine Lage versetzen, in der wir uns möglichst oft bedroht fühlen. Und damit wären wir bei Interaktionsalgorithmen, die ganz entscheidend dafür sind, welche Nachrichten wir sehen und welche nicht.

ALGORITHMEN OHNE MORAL

Der Interaktionsalgorithmus von Facebook analysiert die Interaktionsmuster jedes einzelnen seiner zwei Milliarden Nutzer in Echtzeit. Er sucht dabei vollautomatisch nach Wegen, unsere Interaktionsbereitschaft zu erhöhen. Er lernt, auf welche Inhalte wir am intensivsten reagieren, und priorisiert sie zu Ungunsten von Inhalten, mit denen wir mit hoher Wahrscheinlichkeit weniger oder gar nicht interagieren. Aus diesem Wirkprinzip macht Facebook auch gar kein Geheimnis. Das führt allerdings zu folgendem besorgniserregenden Schluss:

Wenn die Zielfunktion dieses Algorithmus lautet: Gestalte den Input so, dass die Interaktion auf ein Maximum steigt, dann muss der Algorithmus mit höchster Priorität das Gefühl bedienen, das uns am schnellsten und intensivsten reagieren lässt: Angst. Wie dieser Algorithmus, der den Nachrichtenkonsum von 2,3 Milliarden Erdenbürgern beeinflusst, konkret funktioniert, schützt Facebook als Betriebsgeheimnis, ebenso wie Google seinen Suchalgorithmus geheim hält, der seinerseits massiven Einfluss darauf hat, wie wir die Welt wahrnehmen. Nicht wenige fordern die Offenlegung dieser Algorithmen und argumentieren, man könne Facebook und Google nicht mehr als Unternehmen im klassischen Sinne betrachten. Im Falle von Facebook verfügt das Unternehmen über die

03 Vgl. Daniel Kahneman, *Schnelles Denken, langsames Denken*, München 2014.

meistgenutzte Kommunikations- und Informationsinfrastruktur der Welt, mit deren Hilfe mittlerweile Wahlen entschieden werden. Die Tatsache, dass nur Facebook selbst weiß, wie die eigenen Nachrichtenfilter funktionieren, darf jeden Wähler beunruhigen. Das Patentrecht schützt Facebook vor der Offenlegung seiner Interaktionsalgorithmen. Was fehlt, ist eine Regelung, wie wir Unternehmen bewerten, die über komplexeste Personenprofile von einem Viertel der Weltbevölkerung verfügen und deren Kommunikation steuern.

Wissenschaftler der Universität Beihang haben 2001 70 Millionen Social-Media-Beiträge von 200000 Nutzern und Nutzerinnen analysiert und den emotionalen Grundton der Beiträge ins Verhältnis zu ihrer Verbreitungsgeschwindigkeit gesetzt.⁰⁴ Man wollte herausfinden: Ist Emotion A viraler als Emotion B? Das Ergebnis deckt sich mit den Einschätzungen von Kahneman zur Negativitätsdominanz. Die viralste Emotion ist dieser Studie zufolge Wut, dicht gefolgt von Trauer, danach kommt Ekel; positive Emotionen sind in Sachen Verbreitungsgeschwindigkeit deutlich unterrepräsentiert. Das heißt: Wer eine Botschaft in sozialen Medien möglichst effektiv verbreiten möchte, ist gut beraten, negative Gefühle wie Wut oder Angst zu bedienen. Vor diesem Hintergrund wundert es wenig, dass (Rechts-)Populisten wie Javier Bolsonaro (Brasilien), Rodrigo Duterte (Philippinen) oder Donald Trump (USA) im Vergleich zu ihren gemäßigeren Konkurrenten die höchsten Interaktionskennzahlen auf Facebook im Vergleich vorweisen.

Eine Studie der University of California kommt zu einem differenzierteren Ergebnis.⁰⁵ Demnach hätten auch positive Emotionen eine virale Komponente, entscheidend sei der Grad der Intensität beziehungsweise die Lautstärke. Einigkeit herrscht in der Wissenschaft über den Verbreitungsgrad von Zwischentönen. Gemäßigte, differenzierte Stellungnahmen gelten als Gift für die Reichweite, während Extrempositionen – ob positive oder negative – die mit Abstand höchste Interaktionswahrscheinlichkeit versprechen und damit die höchste Gewinnwahrscheinlichkeit für die Betreiber der entsprechenden Kommunikationsplattform.

04 Vgl. James Vincent, *Anger is Viral: New Research Shows Angry Messages Influence People Online More Than Any Other Emotion*, 18.9.2013, www.independent.co.uk/life-style/gadgets-and-tech/news/-8824443.html.

05 Vgl. Lorenzo Coviello et al., *Detecting Emotional Contagion in Massive Social Networks*, University of California 2014.

Für ein Nachrichtenmedium, aber auch für Privatpersonen bedeutet das: Will ich gehört oder gelesen werden, muss ich Ambiguität vermeiden. Das ist nichts, was wir uns als Grundsatz immer wieder vor Augen führen müssen, vielmehr lernen wir den Hang zur Extremposition beiläufig, fast schon spielerisch. Ganz tief in der DNA der aktuellen Architektur des Internets steckt ein Belohnungs- und Anreizsystem, das sich über nahezu jede digitale Erfahrung erstreckt. Über Likes, Retweets, Kommentare und Aufrufzahlen bekommen wir über eine Vielzahl unserer Online-Interaktionen Feedback, in der Regel über soziale Resonanz. Mal wird man belohnt, mal wird man bestraft, beziehungsweise: Viele Likes zu bekommen fühlt sich gut an, wenige Likes zu bekommen fühlt sich schlecht an. Diesem Belohnungssystem, das ich lieber Erziehungssystem nennen möchte, kann man sich nur schwer entziehen. Es sorgt dafür, dass wir unbewusst zu Reflexen neigen, hinter denen die Erwartung einer Belohnung steht. Ein erfahrener Social-Media-Nutzer antizipiert automatisch die Performance seiner Selfies, Kommentare und Meinungen, weil er im besten behavioristischen Sinne dazu konditioniert wurde.

Der Behaviorismus erlebt durch Social Media eine Renaissance, weil wir durch vernetzte Menschen, die sich freiwillig bis ins Detail vermessen lassen, exzellente Bedingungen zur Verhaltensmanipulation vorfinden. Facebook hat es über ein einfaches Anreizsystem geschafft, die Kommunikation innerhalb der gesamten vernetzten Welt zu verändern. Das Unternehmen hat uns dazu erzogen, die Extremposition der gemäßigten Aussage vorzuziehen, weil dann die Wahrscheinlichkeit auf Feedback, also Belohnung, steigt. So fühlt es sich beim Verfassen einer Botschaft nicht immer an, aber das Gehirn beziehungsweise der Nucleus accumbens im präfrontalen Kortex lernt leidenschaftlich gern über Impulse der Belohnung. Nur haben wir gelernt, dass Facebook Extrempositionen aktiv fördert und sogar Algorithmen entwickelt, die moderate Töne herausfiltern, und zwar aus ökonomischem Interesse. Hier ergibt sich ein Konflikt zwischen den Gewinninteressen von Social-Media-Services und den Ansprüchen der Demokratie. Denn den wichtigsten Kanälen unserer Kommunikation und Informationsbeschaffung geht es nicht um die Qualität der Kommunikation, sondern um die Förderung von Daten durch möglichst hohe Interaktionszahlen. Das heißt: Wir führen weite Teile der öffentlichen De-

batte auf einem Kanal, der aus ökonomischen Interesse Extrempositionen priorisiert – also einem Kanal, der für Debatten ungeeigneter nicht sein könnte. Wenn wir davon ausgehen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Stabilität einer Demokratie und der Qualität der Debatte, die in ihr geführt wird, dann beeinflussen die Gewinninteressen von Social-Media-Services die Politik direkt. Dabei ist das Prinzip eines sozialen Netzwerks bei Lichte betrachtet eigentlich fantastisch für die öffentliche Debatte, weil es die Teilhabe an ihr buchstäblich demokratisiert.

Immer wieder wandern Gedankenspiele eines sozialen Netzwerks in öffentlicher Hand durch die Debatten. Hier würde die Vernetzung ohne Profitinteressen zumindest die algorithmisch verstärkte Verhaltensmodifikation ausschließen. In so einem Netzwerk müssten Nachrichtenanbieter nicht fürchten, von einem Algorithmus gefiltert zu werden, und könnten sich wieder exklusiv dem Inhalt widmen. Polarisierende Nachrichten und Meinungen werden dann immer noch die höchsten Reichweiten haben; so waren Boulevard-Medien auch vor dem Internet stets erfolgreicher als ihre differenzierenden Pendanten. Das mediale und damit gesellschaftliche Klima würde sich dennoch spürbar abkühlen, weil das Öl fehlte, das die mächtigsten Unternehmen der Welt aktuell ins Feuer der öffentlichen Debatte gießen. Und doch wird das öffentlich-rechtliche soziale Netzwerk ein Gedankenspiel bleiben, denn ohne Nutzer kein Netzwerk. Facebook, Whatsapp und Instagram sind längst ein Standard, der seine zig Millionen Arme ganz tief in die Architektur des Internets und in die Köpfe seiner User gegraben hat. Eine Non-Profit-Alternative wird sich dagegen nicht durchsetzen können. Nicht einmal Google hat es geschafft, sich 2011 mit dem Angebot Google Plus als Facebook-Alternative durchzusetzen. Die Gelder, die es bräuchte, um ein ernsthaftes Konkurrenz-Angebot zu entwickeln, würde man dem Steuerzahler kaum erklären können.

REGELN FÜR INTERNET-GIGANTEN

Der Staat muss keine Alternative zu Facebook anbieten, um dem Problem überhitzter Debatten und gesellschaftlicher Gräben Herr zu werden. Es reicht völlig aus, über verbindliche Regeln nachzudenken, die das Original einhalten muss. Momentan sind soziale Netzwerke frei in der Ge-

staltung ihrer Interaktionsalgorithmen. Es spricht nichts gegen intelligente Auflagen, die etwa die Methode regulieren könnten, wie ein Content-Filter arbeiten darf und wie nicht. Der Soziologe Ulrich Dolata fordert eine neue Aufsichtsbehörde, die Plattformen wie Facebook und Konzerne wie Google im allgemeinen Interesse kontrollieren soll.⁰⁶ So eine Behörde könnte Richtlinien entwickeln und Untersuchungskommissionen beauftragen. Ebenso wäre eine Regelung wünschenswert, die bestimmt, welche Daten ein Unternehmen auslesen darf und welche nicht. Viele Apps verlangen beispielsweise vor der Installation einen Zugriff auf das Adressbuch, die Fotos und die Bewegungsdaten, selbst, wenn diese Daten augenscheinlich nichts mit der Funktion der jeweiligen App zu tun haben. Oft berufen sich Unternehmen darauf, dass die Freigabe freiwillig erfolgt und es jedem Nutzer offen steht, sich dagegen zu entscheiden. Aber auch hier spricht nichts gegen

eine Auflage, die Unternehmen nur eine zweckgebundene Datenanalyse erlaubt. Die Frage muss erlaubt sein, wozu eine Wetter-App Zugriff auf das Fotoalbum eines Nutzers benötigt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit soll der Beifang einem Datenbroker verkauft werden, der die Fotos biometrisch ausliest und für die Werbe- oder Meinungskampagne eines Kunden aufbereitet.

Wie Sie merken, komme ich vom Hunderten ins Tausendste, was es für den Autor, noch mehr aber für den Leser sehr herausfordernd macht, sich mit den verborgenen Zusammenhängen der vernetzten Welt auseinanderzusetzen. Bitte glauben Sie mir: Es geht leider nicht einfacher. Das Internet fördert immer kürzere Konzentrationsspannen und fordert uns gleichzeitig alles ab, wenn wir hinter seine Mechanismen und Dynamiken blicken wollen.

SCHLECKY SILBERSTEIN

ist Schauspieler und Betreiber des gleichnamigen Blogs sowie Autor des Buches „Das Internet muss weg – Eine Abrechnung“.

schlecky@steinbergersilberstein.com

06 Vgl. Hannes Koch, Man kann Facebook nicht zerschlagen, 23. 1. 2018, www.fr.de/politik/man-kann-facebook-nicht-zerschlagen-10976068.html.

Das Weltklima ändert sich.

Die Folgen für Ökosysteme und Gesellschaften sind gravierend. Das bpb-Zeitbild „Evidence of Change“ versammelt Fotoarbeiten, die die Konsequenzen des Klimawandels exemplarisch aufzeigen.

bpb
Bundeszentrale für politische Bildung

Zeitbilder
Evidence of Change
Der Klimawandel in Bildern
Bonn 2017
Bestell-Nr.: 3986 | 4,50 Euro
Bestellbar unter: www.bpb.de/zeitbilder

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 8. März 2019

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel
Christina Lotter (Volontärin)
Johannes Piepenbrink
Christoph Rasemann (Praktikant)
Anne Seibring (verantwortlich für diese Ausgabe)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
13-14/2019, 25. März 2019

BAUHAUS

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar;
sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X



Alle Texte dieser Ausgabe außer „Der Kontakt
zu unserer Kultur steht auf dem Spiel“, S. 36–40,
stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom
Typ Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine
Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz